

„Die Dorfgemeinschaft“ – (In)Begriff sozialer Nähe und gesellschaftlichen Zusammenhalts?

Sara Schiemann, Dr.in Melanie Rühmling, PD Dr. Andreas Klärner

Ländliche Räume unterliegen vielfältigen Wandlungsprozessen, die mit Veränderungen von Lebenswelten und Alltagspraktiken der Bewohner*innen einhergehen (Vogelgesang et al. 2018; Richter 2019). Eines scheint jedoch unerschütterlich: die statischen Vorstellungen über die sog. Dorfgemeinschaft. In öffentlichen Diskussionen und politischen Debatten wird mit der Dorfgemeinschaft ein homogener Sozialraum konstruiert, der durch persönliche Nähe und hohe Vertrautheit gekennzeichnet, gleichsam geschlossen und nur schwer zugänglich ist, was als vermeintliches Spezifikum ländlicher Räume gilt. Mitzuschwingen scheinen hierbei normativ aufgeladene Vorstellungen darüber, was eine „gute“, „lebendige“ oder eine „aktive“ Dorfgemeinschaft ist. Ohne es konkret zu formulieren, wird der Begriff Dorfgemeinschaft vor allem im politischen Diskurs und im Alltagssprachlichen Gebrauch oftmals verwendet, um die sozialen Beziehungen aller Bewohner*innen eines konkreten Ortes zueinander zu beschreiben, wobei die Dorfgemeinschaft als ein fürsorgliches, solidarisches und daher implizit immer wünschenswertes Miteinander gedacht wird. Das Fehlen einer Dorfgemeinschaft wird hingegen als Zeichen für konflikthafte Sozialbeziehungen gedeutet. Staatliche Förder- und Entwicklungsmaßnahmen für ländliche Räume zur Stärkung des Miteinanders sind seitens politischer Akteur*innen auch mit der Vorstellung verbunden, die Dorfgemeinschaft könne (und solle) Engpässe in der Daseinsvorsorge aufwiegen, die durch den Rückzug staatlicher Strukturen entstehen (Kleiner und Klärner 2019: 10f.). Die tatsächliche Praxis der sozialen Beziehungen in konkreten Dörfern sowie mögliche (neue) Konfliktlinien und soziale Ungleichheiten, die sich in ländlichen Räumen manifestieren, bleiben in diesem Argumentationsstrang jedoch ausgeklammert.

Politisch relevant wird der Begriff der Dorfgemeinschaft aber auch, wenn das damit einhergehende, postulierte „Wir-Gefühl“ Abgrenzungen und Ausschlüsse „der Anderen“ (re-)produziert. Deutlich wird dies z. B., wenn die Zuschreibungen „Zugezogene“ und „Alteingesessene“ herangezogen werden, um mögliche Konfliktlinien innerhalb der sozialen Beziehungen zu beschreiben (Schmidt 2011):

Wer gehört zur Dorfgemeinschaft? Wer gehört nicht dazu? Mancherorts lassen sich auch Auffassungen von einer Dorfgemeinschaft identifizieren, die dem Gedanken an ein demokratisches Zusammenleben und dem gesellschaftlichen Zusammenhalt konträr entgegenlaufen, da sie stattdessen die Ideologie einer „deutschen Volksgemeinschaft“ verfolgen, die ganz klar auf den Ausschluss der „Anderen“ oder der „Fremden“ zielt (Buchstein und Heinrich 2010).

Auch Bewohner*innen ländlicher Räume nutzen in Gesprächen und in Interviews, die wir in verschiedenen Projekten geführt haben (Berger et al. 2015; Rühmling und Schiemann 2019; Keim-Klärner et al. 2021), den Begriff der Dorfgemeinschaft immer wieder von sich aus, um die sozialen Beziehungen an ihren Wohnorten zu beschreiben und sich selbst darin zu positionieren.

Die Dorfgemeinschaft ist ein soziales Konstrukt, das mit vielfältigen Einfärbungen, Hoffnungen und Konnotationen einhergeht (Delitz 2019: 327f.), die im landsoziologischen und vor allem im politischen Diskurs jedoch nur selten problematisiert werden. Gängige Kurzformeln wie Dorfgemeinschaft = soziale Nähe, Gemeinschaft = Demokratie oder Gemeinschaft = gesellschaftlicher Zusammenhalt sind nicht ohne Vorannahmen gedacht, die es offenzulegen gilt und die zu einer dezidierten wissenschaftlichen Auseinandersetzung im Sinne einer gewissenhaften Begriffsbildung auffordern.

Die Dorfgemeinschaft – eine soziologische Annäherung

Bereits vor fast 100 Jahren wurde in Deutschland die Vergangenheit der Dorfgemeinschaft idealisiert und ihre „Zersetzung“ im Zuge von Industrialisierung, Verstädterung, Landflucht und – antisemitisch konnotierter – Tauschwirtschaft beklagt (Scholz 1928). Adorno argumentiert Mitte des 20. Jahrhunderts mit seinem Begriffsverständnis von „Provinzialität“ eine Geisteshaltung, die das Eigene in den Gegensatz zum Fremden stellt und aufgrund von spezifischen Vergesellschaftungsformen und sozialen

Sara Schiemann Dr.in Melanie Rühmling

Rostocker Institut für Sozialforschung und gesellschaftliche Praxis e.V.
sara.schiemann@rostocker-institut.org melanie.ruehmling@rostocker-institut.org
www.rostocker-institut.org

PD Dr. Andreas Klärner

Thünen-Institut für Lebensverhältnisse
in ländlichen Räumen, Braunschweig
andreas.klaerner@thuenen.de
www.thuenen.de

Tabelle: Grundmuster sozialer Ordnungen nach Tönnies 1935/1991 und Simmel 1903/2006

Gemeinschaft	Gesellschaft
Dorf, Kleinstadt	Stadt
Soziale, persönliche Nähe	Soziale Distanz, flüchtige soziale Beziehungen
Gefühl, Gemüt	Geist, Verstand
Primäre Beziehungen, Verwandtschaft, Familie (Mutter-Kind, Mann-Frau, Geschwister),	Abstrakte Marktbeziehungen
Verbindlichkeit	
Produktion für die Kund*innen	Produktion für den Markt, Geldwirtschaft
Zwänge	Freiheit
Altruismus	Egoismus
Gruppenzugehörigkeit	Vereinzelung, Individualisierung
„Familienmensch“	Individualität

Quelle: eigene Zusammenstellung

Verhältnissen tendenziell eher in ländlichen Räumen zu finden sei (Belina 2021). In kritischer Perspektive wird die Dorfgemeinschaft in den 1970er-Jahren dann, nach einem erneuten Industrialisierungs- und Verstärkungsschub nach dem Zweiten Weltkrieg, als „Not- und Terrorzusammenhang“ (Jeggle und Ilien 1978) analysiert, die sich nach außen abschottet und in der das Individuum sich Familie, Verwandtschaft und eben dieser Dorf-gemeinschaft unterordnen muss.

Um sich dem Begriff der Dorfgemeinschaft aus sozialwissenschaftlicher Perspektive zu nähern, liefern die klassischen soziologischen Ansätze zu Grundmustern sozialer Ordnungen von Tönnies (1935/1991) mit der Gegenüberstellung von Gemeinschaft versus Gesellschaft sowie Simmel (1903/2006) mit einer Gegenüberstellung von Bewohner*innen städtischer und ländlicher Wohnorte geeignete Anhaltspunkte (s. Tab.).

Aus dieser dichotomen Konzeptualisierung der Gegensatzpaare „Gemeinschaft/Gesellschaft“ und „Dorf/Stadt“ könnte der Eindruck hervorgehen, in ländlichen Räumen bzw. in Dörfern und Kleinstädten sei Gemeinschaft von je her und sozusagen zwangsläufig vorhanden.

Wie sprechen Dorfbewohner*innen über „die Dorfgemeinschaft“?

Die Grundlage unserer empirischen Analyse bilden insgesamt 21 qualitative Interviews, die in ländlichen Räumen von Mecklenburg-Vorpommern zwischen Juli 2018 und Juni 2019 im Rahmen der Dissertationsprojekte der Autorinnen geführt wurden.¹

Bezugspunkte des Begriffs Dorfgemeinschaft

Die explizite Verwendung des Begriffs Dorfgemeinschaft in den Interviews liefert erste Hinweise darauf, welche Bezugspunkte durch die Gesprächspartner*innen gesetzt werden. Eine Interviewpartnerin berichtet von einer Dorfgemeinschaft innerhalb des Ortes, die sich aus ihrer Sicht durch die räumlichen Gegebenheiten formiert:

„[...] die Siedlung is so ne Dorfgemeinschaft für sich [...]. Ich mein, wir haben natürlich auch den Vorteil, wir sind hier beide aufgewachsen, jeder kennt uns. Ähm, also ich brauch mit den Zwillingen, wenn ich durch die Straße geh, gut immer, ähm, also ne halbe Stunde locker, weil im Winter sind nim- nicht so viele draußen, aber wenn der Sommer kommt, komm ich hier nicht vorbei, ne, ohne, dass hier irgendwelche Rentner immer zu darein gucken. Die kennen genau die Uhrzeiten, wann ich mit den Kindern geh ‚Oh, du warst heut gar nicht, äh, spazieren. Ja, war ja auch so windig.‘, Ich so ‚Äh, ich bin nur andersrum gegangen.‘ ne.“

(Frau Hildenbrandt², 30 Jahre, 1 300 EW)

In dieser Passage werden gängige Erzählungen zur Dorfgemeinschaft angeführt: die persönliche Nähe zueinander, man beobachtet, was andere Bewohner*innen machen, man achtet auf die anderen, man kontrolliert und registriert aber auch Abweichungen.

In den Gesprächen werden verschiedene Interaktionsanlässe im Kontext von Dorfgemeinschaft angeführt: regelmäßige öffentliche wie außeralltägliche Veranstaltungen (Osterfeuer, Sommerfest, Halloweenparty) und alltägliche, flüchtige Begegnungen sowie informelle Zusammenkünfte (u. a. Richtfeste, Geburtstagsfeiern). Charakteristisch ist das angedeutete Spannungsverhältnis von Nähe und Distanz bei allen Interaktionsformen. Einerseits wirken sich diese konstituierend und festigend auf die sozialen Beziehungen am Wohnort aus, andererseits wird auch von einer gewissen Unausweichlichkeit und einem wahrgenommenen Kommunikationszwang berichtet. Eine Interviewpartnerin beschreibt die Alltagsbegegnungen als erfreuliche Anlässe, um mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen, während eine weitere Gesprächspartnerin von einer gefühlten Verpflichtung zum Gespräch im „Dorfkern“ erzählt und von ihrer Strategie, ungewollte Gespräche mit anderen Bewohner*innen zu vermeiden, indem sie gezielt Wege nutzt, die wenig frequentiert werden.

Die Freiwilligkeit der Interaktionen und die Aufrechterhaltung einer gewissen Distanz spielen in den Interviews immer wieder eine wichtige Rolle. Die Überschreitung dieser Distanz wird oftmals als übergriffig beschrieben. Somit wird hier deutlich, dass soziale Beziehungen und die Interaktionen der Bewohner*innen untereinander nicht per se als positiv gewertet werden, sondern an ein größeres Spektrum von Vorstellungen über das Miteinander gekoppelt sind.

¹ Sara Schiemann „Soziale Beziehungen in ländlichen Räumen“ (Arbeitstitel), Melanie Rühmling „Bleiben in ländlichen Räumen – Bleibenslebensweisen von Frauen in ländlichen Räumen aus MV“ (Rühmling 2021).

² Namen sind geändert.

Aufeinander achten – persönliche Nähe und soziale Kontrolle

Wenngleich die emotionale Nähe in anderen Beziehungsformen, bspw. Freundschaften, höher sein kann, wird von den meisten Gesprächspartner*innen über ein positiv besetztes Aufeinander-Achten und gegenseitige Fürsorge im Ort berichtet. Es wird aber ebenfalls erwähnt, dass dieses Aufeinander-Achten an die Bekanntheit untereinander und ein Wissen über die Lebensumstände gekoppelt ist, was von den Gesprächspartner*innen auch negativ wahrgenommen werden kann:

„Und jeder kennt jeden, ne? [...] also mich kennen sowieso viele Leute, weil dadurch, dass meine Mutter Lehrerin ist hier. Mich sprechen ganz viele Leute an [...], dann sag ich immer ‚Mama, ich soll dich wieder grüßen, aber ich weiß nicht von wem‘, ne? [...] ja, man muss schon immer nett und freundlich erstmal grüßen, ne? [...] Aber ja so und wenn man so, dass wir jetzt uns n neues Auto am Montag gekauft haben, das weiß auch der ganze Ort, da muss man einfach mit leben.“

(Frau Hildenbrandt, 30 Jahre, 1 300 EW)

Unterstützungsleistungen und Reziprozität

Gegenseitige Unterstützungsleistungen bilden für die Gesprächspartner*innen oftmals Erleichterungen im Alltag. Die angenommene Reziprozität und damit verbundene wechselseitige Erwartungshaltung werden jedoch sehr unterschiedlich wahrgenommen und praktiziert. Sie variieren zwischen keiner erforderlichen Gegenleistung, gleichwertigen Gegenleistungen oder auch einem wahrgenommenen „Kontingenz“, das sich erschöpfen kann, wenn im Zeitverlauf keine Gegenleistungen erfolgen. Ein Interviewpartner erzählt, dass die Bekanntheit der Bewohner*innen untereinander auch mit einem Sich-Helfen verbunden ist. Eine andere Gesprächspartnerin sieht die gegenseitige Unterstützung neben dem konkreten Gefallen-Tun auch in einem spezifischen Vertrauensverhältnis, das in einem Sicherheitsgefühl mündet. Dieses äußert sich ihrer Meinung nach in der Achtung vor dem Eigentum anderer. Im Gegensatz zum urbanen Lebensraum sieht sie hier eine spezifische Qualität, die sie mit ländlichen Räumen verbindet:

„Und völlig klar unterstützt man sich. Was weiß ich, Pakete hin und her, das ist alles überhaupt kein Problem. [...] was ich total genieße, ich muss hier nicht immer alles abschließen [...] ja für mein Lebensgefühl ist das tatsächlich schön, mein Fahrrad nicht anschließen zu müssen, meine Haustür nicht [...]. Und das ist eben im städtischen Kontext anders, logischerweise. Das ist möglicherweise auch in größeren Dörfern schon anders, aber hier ist es eben wie es ist und ich hab n totales Vertrauen, ja dass das so geht und dass es völlig unproblematisch ist.“

(Frau Steinhagen, 40 Jahre, 150 EW)

Aufschlussreich an dieser Passage ist insbesondere, dass die Gesprächspartnerin einerseits von einem „Lebensgefühl“ spricht, das sie mit der Dorfgemeinschaft

verbindet und somit auf einer emotionalen Ebene anknüpft. Andererseits hat sie eine stark ausgeprägte Wahrnehmung einer von ihr angenommenen gewissen Reziprozitätserwartung der anderen Bewohner*innen, was eher einer rationalen bzw. funktionalen Ebene entspricht. Aus ihrer Perspektive muss eine Verhältnismäßigkeit gewahrt bleiben und die Hilfestellungen dürfen nicht übermäßig beansprucht werden.

Distinktion und Stereotype

Neben Beschreibungen von persönlicher Nähe finden sich in Erzählungen auch Distinktionen zwischen den Gesprächspartner*innen und anderen Bewohner*innen des Ortes, bei denen Abgrenzungen von „Ich/Wir vs. Die“ hergestellt werden. Diese Differenz Erzählungen variieren zwischen positiv konnotierter Wertschätzung und klarer Abwertung. Mehrfach wurde das Alter als Dimension angebracht, über das sich wahrgenommene Differenzen aus Sicht der Gesprächspartner*innen offenbaren.

Daneben finden sich Abgrenzungen über das „Einheimisch-“ versus „Zugezogen-Sein“. Eine Gesprächspartnerin berichtet von der von ihr wahrgenommenen Besonderheit des „Einheimischen-Status“ als Faktor dafür, wie strikt die soziale Kontrolle durch andere Bewohner*innen ausfällt. Im Gegensatz zu einem anderen Paar konnten sie und ihr Partner während der Bauaktivitäten am Haus sehr frei agieren, ohne soziale Restriktionen fürchten zu müssen:

„[...] das junge Paar, was sich dort das Haus gekauft hat, [...] da ist das schon anders, ne? Also, weil die Leute denn sagen ‚Oh die bauen schon wieder. Ist doch Mittagszeit. Ist doch so spät abends, ne?‘ Das hat bei uns keiner gewagt zu sagen, weil wir einfach von hier kommen.“

(Frau Hildenbrandt, 30 Jahre, 1 300 EW)

Ein anderer Gesprächspartner, der seit rund 20 Jahren am Ort wohnt, spricht dem „Einheimisch-“ versus „Zugezogen-Sein“ eine fortwährende Relevanz für die Ausgestaltung der sozialen Beziehungen zu, in der er sich selbst als abgekoppelt verortet und von einer Art Geschlossenheit sozialer Kreise berichtet. Diese wiederum führt er auf die Differenz der von ihm vermuteten Mentalitäten zurück:

*„[...] aber die [Bewohner*innen vom Ort] [...] sitzen ja lieber abends zu Hause oder irgendwo hinten in der Garage und trinken ihr Bier, bevor sie in irgend nen Laden reingehen. Das ist so die Mentalität, die so'n bisschen dröge ist, ne? Wenn man in irgendeine Gruppe reingekommen ist, [...] denn ist das toll.“*

(Herr Mirau, 61 Jahre, 9 500 EW)

Es zeigt sich insbesondere, dass es sich entgegen der von außen herangetragenen Vorstellung bei den Bewohner*innen ländlicher Räume keinesfalls um eine „homogene Masse“ handelt. Vielmehr wird deutlich, dass Differenzierungsmechanismen eine Rolle für die eigene

Selbstverortung der Gesprächspartner*innen spielen. Wie handlungsleitend die angeführten Distinktionen und Selbstverortungen sind, variiert je nach Konnotation und Deutung der gesetzten Differenzierungslinien in Bezug auf die Vorstellungen vom Miteinander.

Diskussion der Ergebnisse

Die Analyse des Interviewmaterials hat gezeigt, dass die sozialen Beziehungen der Bewohner*innen zwischen einem Aufeinander-Achten im Spannungsfeld von Fürsorge beziehungsweise gegenseitiger Unterstützungsleistungen (Klärner und Knabe 2019) und sozialer Kontrolle changieren. Es existiert gleichzeitig der Wunsch nach Begegnung und der Wunsch nach Distanz (Rackow und Sparschuh 2019). In Rückbezug auf die theoretischen Konzepte von Gemeinschaft erscheint es auf den ersten Blick so, als würde sich in den Interviews bestätigen, was Simmel und Tönnies idealtypisch herausgearbeitet haben – insbesondere was die Ambivalenz von Nähe, Vertrautheit, Kontrolle und Zwang betrifft.

Desweiteren beschreiben die Interviewpartner*innen verschiedene Faktoren, die ihrer Ansicht nach das soziale Gefüge beeinflussen und auch konflikthafte Interaktionen begünstigen. Darüber hinaus sind Distinktionsmechanismen wirksam. Allen voran werden dabei Dimensionen angeführt, die sich aus soziologischer Perspektive als Sozial- und Milieustruktur werten lassen. Insbesondere der Wunsch nach einer gewissen Distanz zu anderen Bewohner*innen wurde mehrfach mit dem Alter, Generationszugehörigkeit oder (vermuteten) Milieu-Spezifika von „Einheimischen“ und „Zugezogenen“ kontextualisiert. In der Wahrnehmung der Bewohner*innen werden diese Dimensionen wiederum weniger im Zusammenhang mit den entsprechenden Lebensentwürfen/-situationen der „Anderen“ betrachtet, sondern eher essenziellistischen „Mentalitäten“ zugeschrieben. Wir schließen daraus: Die Bewohnerschaft und die Dorfgemeinschaft sind heterogener und stärker von Konfliktlinien durchzogen (Schiemann und Steinführer 2021) als es die politische Vorstellung von der „lebendigen Dorfgemeinschaft“, die auf die Zukunft gerichtete gemeinsame Ziele verfolgt, suggeriert. Zu fragen ist generell, inwieweit die Bewohnerschaft kongruent zur Dorfgemeinschaft ist und welche sozialen Positionierungen und Distinktionen zu möglichen Ausschlüssen (Zinn-Thomas 2019) führen.

Als weitere Einflussfaktoren auf die sozialen Beziehungen in Dörfern und Kleinstädten wurden in den Interviews die bisherige Wohndauer sowie die An- und Abwesenheit am Ort thematisiert, z. B. durch eine Berufstätigkeit außerhalb oder die Nutzung des Hauses als reines „Urlaubsdomizil“. Daraus lässt sich ableiten: Die bloße Anwesenheit der Bewohner*innen am selben Ort bzw.

den offiziellen Wohnort der Personen mit deren sozialen Kreisen gleichzusetzen kann nur ein Idealtypus oder vielmehr eine Imagination sein, die der Alltagsrealität entbehrt.

Der Gemeinschaftsbegriff ist aus soziologischer Perspektive somit in mehrfacher Hinsicht für den politischen Diskurs mit Schwierigkeiten besetzt: Dörfer und Kleinstädte sind keine in sich abgeschlossenen Gebilde und anders als in den politischen Implikationen, die eine Dorfgemeinschaft als etwas durchweg Positives und Wünschenswertes darstellen, sind Ambivalenzen, konflikthafte Interaktionen und Beziehungen sowie Differenzierungslinien präsent und alltagsrelevante Elemente des dörflichen Sozialgefüges.

Fazit

Festzuhalten bleibt: Für das Selbstverständnis und die Praktiken der Bewohner*innen ländlicher Räume besitzen die sozialen Beziehungen am Wohnort eine alltagsweltliche Bedeutung. Es zeigt sich eine empirisch auffindbare Relevanz des Konzeptes der Dorfgemeinschaft. Die jeweiligen Lebenssituationen sowie Lebensentwürfe unterscheiden sich jedoch bei genauem Blick viel mehr, als es in manchen öffentlichen Diskussionen und politischen Debatten zunächst erscheint. Dorfgemeinschaft stellt zwar insgesamt einen Bezugspunkt für die Bewohner*innen dar. Zugleich haben die Erzählungen verdeutlicht, dass der Wunsch nach sozialer Einbindung, nach persönlicher Nähe und hoher Vertrautheit mit den Personen am Wohnort nicht per se und in gleichem Umfang bei allen ein einendes Moment ist. Somit kann an dieser Stelle kritisch hinterfragt werden, inwiefern Dorfgemeinschaft ein geeigneter Begriff im politischen Diskurs ist bzw. ein politisch zu fördernder Zustand sein kann – insbesondere, wenn damit das Ziel verbunden ist, „Potenziale“ in den Dörfern und Kleinstädten zu „aktivieren“ und „auszuschöpfen“. Eine idealisierte wie vereinfachte Vorstellung ländlicher Räume, ihrer Bewohner*innen und deren Miteinander verstellt den Blick auf die Lebensrealitäten und die Pluralität der Lebensentwürfe der Bewohner*innen vor Ort. Sinnvolle und passgenaue Förderprogramme für ländliche Räume lassen sich auf dieser Grundlage vermutlich nur schwer entwickeln bzw. entwickeln sie ihre Wirkung nur an jenen Orten, die tatsächlich sozial homogen zusammengesetzt sind. Orte, die durch sozialstrukturelle Heterogenität sowie durch Fluktuation, Mobilität oder Multilokalität der Bewohner*innen gekennzeichnet sind, bedürfen Maßnahmen, die diese Spezifika berücksichtigen. Politische Vorhaben, die die soziale und gesellschaftliche Teilhabe voranbringen möchten, sollten weiterhin die Schaffung von Begegnungsmöglichkeiten im Blick haben, wie es bspw. auch das „Soziale-Orte-Konzept“ (u. a. Neu und Nikolic 2020: 181)

nahelegt. Schließlich sind Gelegenheiten zur Begegnung eine Grundlage, um das Wissen übereinander sowie Interaktionen und Beziehungen überhaupt erst zu ermöglichen bzw. aufrechtzuerhalten. Gleichzeitig münden soziale Beziehungen nicht per se in einer Unterstützungs- oder Solidargemeinschaft, sondern beinhalten auch immer das Potenzial von Konflikthaftigkeit oder Belastung. Zudem ist darüber nachzudenken, welche Personen über welche Ressourcen verfügen, um andere überhaupt unterstützen zu können, welche Machtverhältnisse sich zwischen Unterstützenden und Unterstützten eventuell ergeben und wie diese im Miteinander wirksam werden. Daher ist auf der politischen Ebene stets kritisch zu reflektieren, welche sozialen Ungleichheiten und Ausgrenzungen durch Förderprogramme (re-)produziert werden oder unsichtbar bleiben. ■

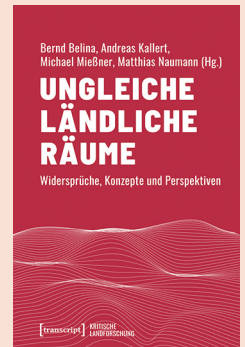
Bei diesem Text handelt es sich um eine gekürzte Fassung.



Die Langfassung wird in folgendem Buch erscheinen (voraussichtlicher Erscheinungstermin: 27. August 2022):

Ungleiche ländliche Räume
Widersprüche, Konzepte und Perspektiven

Bernd Belina, Andreas Kallert, Michael Mießner, Matthias Naumann (Hrsg.). transcript, Bielefeld 2022, 450 S., ISBN 978-3-8394-6013-9, 45,00 € (Print), ISBN 978-3-8394-6013-9 (E-Book), erscheint unter Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0)



Die Literaturangaben finden Sie unter: www.asg-goe.de/pdf/LR0222-Literatur-Schiemann-Rühmeling-Klärner.pdf

„Wenn sich nur die Kultur kümmert, ist das zu wenig!“

Samo Darian leitet das TRAFÖ-Programm der Kulturstiftung des Bundes, das gemeinsam mit zehn Regionen in ganz Deutschland Modelle für Kultur im Wandel erprobt. Im Interview spricht er über die gemeinschaftsstiftende Kraft von Kultur in ländlichen Regionen, über dafür erforderliche Rahmenbedingungen und den dafür notwendigen Perspektivwechsel – bei den Kulturaktiven selbst, aber auch in Verwaltungen und Politik.

Herr Darian, welche Rolle spielt Kultur für die Gemeinschaft in ländlichen Regionen?

Es gibt in Deutschland zum Glück ein breites Bewusstsein zur Kultur. Dass Kultur wichtig ist, hören wir in allen Gesprächen. Häufig wird Kultur dabei aber als weicher Standortfaktor bezeichnet. Kultur ist aus meiner Sicht allerdings ganz klar ein harter Faktor für die Daseinsvorsorge und die regionale Entwicklung. Ein lebendiges Kulturangebot spielt nämlich für die Zukunftsfähigkeit ländlicher Regionen ebenso eine Rolle wie die ärztliche Versorgung, Schulen und Kitas, Verkehrsangebote oder Einkaufsmöglichkeiten. In diesem Mehrklang aus verschiedenen Aspekten, die für ländliche Regionen wichtig sind, nehmen Kultureinrichtungen und kulturelle Angebote eine besondere Rolle ein. Sie sind besonders wichtig, wenn es darum geht, Begegnungen zwischen Menschen herzustellen. Kultur schafft Gelegenheiten für die Gemeinschaftsbildung und fördert so den gesellschaftlichen Zusammenhalt und demokratische Strukturen vor Ort.



Foto: Annette Bärwald

*Das Kulturangebot in ländlichen Regionen wird dabei im Gegensatz zur Stadt maßgeblich von vielen freiwillig engagierten Kulturakteur*innen getragen, richtig?*

Ja, große Bedeutung haben Initiativen und vor allem die Vereine. Oft sind in Dörfern die Bewohner*innen gleich in mehreren Vereinen aktiv, die generationsübergreifend arbeiten und das Gemein-



Eine neue Diskussionskultur: Die „fliegenden Salons“ in der TRAF0-Modellregion Altenburger Land schaffen Anlässe für Begegnung und Austausch zu Themen der Region.

wesen fördern. Die Breitenkultur spielt eine zentrale Rolle: von der großen Freilichtbühne zum kleinen Mundarttheaterensemble, vom Gospelchor zum Männergesangsverein, vom Spezialmuseum zur Heimattube – die Vielfalt ist groß. Daneben spielen auch die Institutionen eine wichtige Rolle, wie Theater, Bibliotheken und Museen – auch wenn den ländlichen Räumen ein Weniger an öffentlich geförderten Kulturbetrieben gemeinsam ist. Die meisten öffentlichen Kulturinstitutionen finden sich in den Mittelzentren und haben einen Auftrag für die Stadt, daher entfalten sie häufig nur eine eingeschränkte Strahlwirkung auf die umliegenden ländlichen Räume. Auch freie Künstler*innen, die Soziokultur und die Festivalkultur haben längst Einzug in die ländlichen Lebenswelten gehalten und ganz eigene Formate entwickelt. Oder die Kirchen mit ihren Kulturangeboten spielen mancherorts eine Rolle.

Das klingt nach einer vielfältigen Kulturlandschaft, die vor allem in der Breite wirkt. Trägt dieser Eindruck? Woran fehlt es derzeit am meisten, was verändert sich?

Wir beobachten in ländlichen Räumen tatsächlich vielerorts einen Rückgang dieser Vielfalt. Das sieht man z. B. in den Vereinen. Sie altern, der Nachwuchs fehlt. Auch die Angebote von Kultureinrichtungen erreichen das Publikum in manchen Regionen nicht mehr. Ebenso schwinden gemeinschaftsstiftende Aktivitäten wie Dorffeste, bei denen Menschen verschiedener Hintergründe, Generationen und auch Einstellungen zusammen etwas auf die Beine stellen. Es gibt heute auf dem Land viel weniger solcher Gelegenheiten und solcher Orte, an denen im besten

Sinne Gemeinschaft passiert. Da entsteht eine Lücke. Es verschwinden Chancen im Alltag für Begegnungen und für friedliche Diskussionen, und die sind – so hat es kürzlich ein Landrat mir gegenüber im Gespräch formuliert – ganz essenziell für die Demokratie.

Inwiefern kann Kulturarbeit hier überhaupt ansetzen?

Da stellt sich für mich zunächst die Frage: Wer kann diese Lücke füllen? Wer ist jetzt gefragt? Im TRAF0-Programm haben wir uns Kultureinrichtungen und Kulturämter genau angesehen und festgestellt: Sie können diese Rolle übernehmen und die Lücke zumindest kleiner werden lassen. Sie können unterschiedliche Menschen in einer Region nicht nur mit Angeboten adressieren, sondern die Menschen, ihr Engagement und ihre Ideen zusammenbringen. Das setzt natürlich ein neues Selbstverständnis voraus. Da ist beispielsweise die Musikschule in Lauterbach im hessischen Vogelsbergkreis. Diese Musikschule fühlt sich nicht nur dafür verantwortlich, Musikunterricht anzubieten, sondern versteht sich als Dritter Ort, der Menschen einlädt, eigene Ideen einzubringen und zu verwirklichen. Oder die „Dorfresidenzen“ im Landkreis Vorpommern-Greifswald: Hier holen sich Bürger*innen über mehrere Monate eine*n Künstler*in in die Gemeinde, der*die dann partizipativ zu Themen des Dorfes arbeitet. Da werden gemeinsam Tanzprojekte mit hunderten Beteiligten auf die Beine gestellt, Erzählbände veröffentlicht, Dokumentarfilme produziert. Ein weiteres Beispiel sind die „Fliegenden Salons“ im Altenburger Land. In diesen Gesprächs-

und Kultursalons besprechen Menschen in einer Gemeinde Themen, die in der Region gerade wichtig sind, und bearbeiten sie mit kreativen Mitteln und mit der Unterstützung von Mitarbeitenden aus dem regionalen Theater und Museum. So entsteht eine neue Diskussionskultur.

Diese benannten Beispiele aus den TRAF0-Regionen führen zu einer weiteren Frage, nämlich welche Art von Kultur für eine Region wichtig ist und sich die Menschen dort wünschen? In den TRAF0-Regionen kann man sehen, dass es vor allem darum geht, dass Kultur die Menschen einbindet. Es geht also um Beteiligung – oder noch präziser formuliert: um Kokreation. Nicht Vermittlungsangebote stehen im Vordergrund, sondern es geht darum, wieder stärker partizipativ zu arbeiten, gemeinschaftlich mit den Leuten etwas auf die Beine zu stellen.

Welche Rahmenbedingungen sind nötig, damit gemeinschaftsstiftende Kulturarbeit in ländlichen Regionen möglich ist?

Einerseits braucht es hauptamtliche Ansprechpartner*innen, die sich stärker um Beteiligung und Vernetzung kümmern, weil das in den Regionen nicht von alleine passiert. Vielerorts arbeiten dort Akteur*innen unverbunden und vereinzelt. Die Er-

fahrungen aus dem TRAF0-Programm zeigen, dass „Kulturkümmer*innen“ oder Regionale Kulturmanager*innen essenziell wichtig sind für die Regionale Kulturarbeit. Die Handreichung „Regionalmanager*in Kultur“, die TRAF0 im letzten Jahr veröffentlicht hat, fasst die Erfahrungen zur Einrichtung solcher Netzwerkstellen, bzw. zur Weiterentwicklung kommunaler Kulturämter zu solchen Netzwerkstellen anschaulich und mit vielen Praxisbeispielen zusammen.

Und zweitens braucht es Kultureinrichtungen und Kulturämter, die es sich zur Aufgabe machen, Gemeinschaft zu stiften. Es geht, wie gesagt, nicht nur darum, Kultur zu vermitteln, sondern Beteiligung zu organisieren. Das ist aber für viele neu. Hierfür bedarf es eines neuen Selbstverständnisses bei den Einrichtungen und den Ämtern, und es bedarf auch eines Perspektivwechsels bei den Träger*innen dieser Institutionen. Dazu wird oft ein längerer Veränderungsprozess benötigt, der mehrere Jahre dauern kann. Wie solche Prozesse in unseren TRAF0-Regionen aussehen, und welche Ideen und Ansätze für andere Regionen in Deutschland interessant sein können, haben wir gerade gemeinsam mit unserem wissenschaftlichen Partner, dem Deutschen Institut für Urbanistik, in der Handreichung „Neue Ideen und Ansätze für die Regionale Kulturarbeit“ aufbereitet.



In der TRAF0-Region Uecker-Randow bringt neben den Dorfesidenzen auch ein „Reisendes Circuszelt“ Initiativen, Vereine und Künstler*innen zusammen.



Während der Dorfesidenzen im TRAFÖ-Projekt „Kulturlandbüro“ in Uecker-Randow setzen Künstler*innen und Einwohner*innen vor Ort gemeinsam künstlerische Projekte um.

Was genau ist mit diesem Perspektivwechsel für die Regionale Kulturarbeit gemeint?

Damit ist gemeint, dass die Akteure weg von den Belangen ihrer einzelnen Kulturinstitution, ihres einzelnen Vereins oder ihrer einzelnen Initiative denken, und sich hin zu den Belangen der Region wenden. Das hat ganz praktische Auswirkungen für die Institutionen und ihre Aufgabenstellungen: Es zählt ja nicht zu den klassischen Aufgaben einer Musikschule, Beteiligung zu organisieren. Es steht auch nicht im Aufgabenprofil eines Museums, Gemeinschaft zu stiften. Es bedarf aber nicht nur einzelner Personen als „Kulturkümmer*innen“, die Netzwerkarbeit leisten und Partizipation fördern, auch die Institutionen müssen ihr Selbstverständnis dahingehend verändern, dass sie sich Vernetzung und Beteiligung zur Aufgabe machen.

TRAFÖ begleitet seit sechs Jahren ländliche Regionen bei der Erprobung neuer Modelle für die Kulturarbeit, einige konkrete Beispiele haben Sie bereits benannt. Welches Resümee ziehen Sie hier bislang?

Obwohl wir im Rahmen des Programms keine inhaltlichen Vorgaben gemacht haben, was vor Ort konkret umgesetzt werden soll – und das ist wichtig, nicht von außen zu bestimmen, was vor Ort passieren soll, denn die Akteur*innen in den Regionen wissen wirklich selbst am besten, was sie brauchen – beobachten wir, dass sich alle geförderten Regionen vor allem um zwei Aspekte kümmern: um Vernetzung und um Beteiligung. Damit betritt so manche*r Kulturakteur*in neues Terrain, bei dem es nicht viele Erfahrungen oder konkrete Referenzen gibt.

Dafür braucht es Mut zum Ausprobieren. Manche Dinge funktionieren, manche funktionieren nicht. Hierfür braucht es Freiraum zum gemeinsamen Überlegen, zu neuen Arbeitsweisen und außerdem eine gute Portion Humor. So wachsen Vertrauen, Gemeinschaftsgefühl und Freude, wenn aus zunächst ungewöhnlichen Ideen ein neuer Plan entsteht.

Wichtig ist dabei: Damit Kulturprojekte ihr gemeinschaftsstiftendes Potenzial für die Gemeinschaft in einer Kommune oder für eine ganze Region nachhaltig entfalten können, benötigen sie stabile Rahmenbedingungen. Und es braucht die Bereitschaft aus der Politik und den kommunalen Verwaltungen, dauerhaft und nicht nur punktuell mitzuarbeiten. Wenn sich nur die Kultur kümmert, ist das zu wenig. Schließlich braucht es viele Verbündete, nicht nur Menschen aus der Kultur, sondern auch aus der Bildungsarbeit, der Wirtschaftsförderung, Jugend- und Demokratiarbeit oder der Regionalentwicklung, wenn es um Fragen nach einem demokratischen Miteinander geht, danach, wie wir gemeinsam und gemeinschaftlich leben wollen. ■

Weiterführende Informationen:

Die folgenden Handreichungen können kostenfrei bei TRAFÖ bestellt und/oder auf der Website unter www.trafo-programm.de/veroeffentlichungen als PDF heruntergeladen werden:

„Regionalmanager*in Kultur“

Hrsg. von TRAFÖ – Modelle für Kultur im Wandel und Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst, 52 S., 2021, ISBN 978-3-00-069142-3

„Neue Ideen und Ansätze für die Regionale Kulturarbeit – Teil 1: „Loslegen“

Hrsg. von TRAFÖ – Modelle für Kultur im Wandel und Deutsches Institut für Urbanistik, 64 S., 2022, ISBN 978-3-00-072464-0

Dorfgemeinschaften:

Erfahrungen aus einem halben Jahrhundert

Barbara Schubert

In meinem Leben bin ich immer wieder in Dörfern und deren Beziehungsgeflechten gelandet. Ich habe sie als Lebensumfeld gesucht oder bin vor ihnen geflohen. Immer wieder habe ich versucht, sie zu verstehen.

Schwerer Anfang

Dorfgemeinschaften können erdrückend sein. 250 Einwohner*innen zählte das Dorf meiner Kindheit. Eine allgegenwärtige Sozialkontrolle beobachtete jeden Schritt und machte ihn zum Dorfgespräch. Von dem waren aber systematisch die, um die es ging, ausgeschlossen. Immer über jene, die gerade nicht dabei waren, wurde geredet, geurteilt, geschmäht. Kinder übernahmen dasselbe System. Nach einer nur kurzen Abwesenheit in der Schule konnte es passieren, dass plötzlich niemand mehr mit mir sprach. Keine Chance, den Grund für die Ächtung herauszufinden. Irgendwann schien es vorbei, wie eine Krankheit. Nie gab es Aufklärung zur Situation. Es blieb das permanente Gefühl der Unsicherheit und statt Freundschaft eher verängstigte Freundlichkeit.

Oder das kleine brandenburgische Töpfer-Dorf, in dem ich einige Jahre später als wandernde Gesellin die fünf längsten Monate meines Lebens verbrachte. Mein Ausschluss begann ganz leise in der Werkstatt und erfasste nach und nach alle Einwohner*innen. Auch jene, denen ich nie begegnet bin. Ohne ausgesprochene Erklärung für mich, aber mit reichlich Gerede bei Alten und Jungen. Eine einzige Familie bot Unterschlupf und Rückhalt. Ich floh bald für lange Jahre in die anonyme Metropole.

Schöne Aussichten 1: Entscheidend ist der Umgang miteinander

Heute bin ich überzeugt: In wirklich gut funktionierenden Dorf-Gemeinschaften gedeiht verantwortliches, kollektives Handeln. Befinden sich Menschen in einem lebendigen und wohlwollenden Austausch, entstehen bereichernde, innovative Projekte fast von selbst. Aber was macht so eine gute Dorfgemeinschaft aus und wie kommen wir dahin?

Spannende Antworten lassen sich ausgerechnet in einer Google-Studie finden.¹ Das Motto der Studie lieferte Aristoteles' Erkenntnis: Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile. Forscher*innen suchten nach den Bedingungen, unter denen Menschengruppen zu Hochleistungsteams werden können. Im Ergebnis zeigte sich, dass die Art und Weise, wie die Mitglieder eines Teams oder einer Gemeinschaft miteinander umgehen, viel entscheidender für deren Leistungsfähigkeit ist als die Zusammensetzung der Gruppe. Denn nur in einem Miteinander, in dem sich die Beteiligten von Respekt, Wohlwollen und dem Gefühl der Zugehörigkeit getragen wissen, können sie ungehindert ihre besten Fähigkeiten entfalten.

Die Studie nennt als wichtigsten Faktor die „psychologische Sicherheit“: Sie garantiert den

Beteiligten, keine negativen Konsequenzen für möglicherweise unbequeme Beiträge wie offen eingestandene Fehler und Schwächen, Zweifel und Kritik, unbequeme Fragen oder die Befürwortung neuer Wege erleiden zu müssen. Fühlen sich Menschen nicht sicher, bleibt ihr Engagement gebremst. Je mehr „psychologische Sicherheit“, desto größer ist die Chance auf eine lebendige, sich zum Wohle aller weiterentwickelnden Gemeinschaft.

Was haben Dorfgemeinschaften mit Hochleistungsteams zu tun?

Auch Dorfgemeinschaften profitieren von der größtmöglichen Entfaltung der Fähigkeiten aller, denn dadurch entsteht ein hohes Maß an Lebenszufriedenheit. Obendrein entwickeln Menschen, die sich als wertvollen Teil einer Gemeinschaft empfinden, i.d.R. das Bedürfnis, etwas an die Gruppe zurückzugeben.

Nach meinem Hamburger Leben sammelte ich viele neue Dorf-Erfahrungen: Vor 16 Jahren tauchte ich ganz ein in ein Leben im nord-niedersächsischen

Barbara Schubert

PROVINZOFFENSIVE
GbR | Projektbüro für
ländliche Zukunftsfragen

barbara@
provinzoffensive.de



Foto: Beate Schubert

¹ www.erfolgreich-projekte-leiten.de/erfolgreiche-teams-google/



Wartenburg an der Elbe in Sachsen Anhalt. Mit dem Theaterbus auf's Land und das Dorf retten. „Kunst kann Räume öffnen, damit die Leute sich anders kennen lernen.“

Gessin in Mecklenburg-Vorpommern hat nur ca. 65 Einwohner*innen. Im für alle offenen Dorfgemeinschaftshaus gibt es einen gemeinsamen Mittagstisch und mehr als 300 Veranstaltungen im Jahr.

Oberndorf an der Oste. Hier fand ich eine einladende Offenheit gegenüber Neankömmlingen. Ich wurde sehr schnell und mit Haut und Haaren Teil eines aufregend-aufreibenden Entwicklungsprozesses, in dem wir über Jahre gemeinschaftlich die Schule und damit das Dorf retten wollten. Innerhalb kürzester Zeit stellten Bürger*innen in Eigenregie mehr als 20 Projekte auf die Beine. Der Prozess entwickelte eine Dynamik, in der wir uns plötzlich ungewollt doch als Hochleistungsteam wiederfanden. Leider kannten wir damals die Studie noch nicht – oder wir hatten keine Zeit, sie zu lesen. Auf jeden Fall wussten wir nicht, worauf wir eigentlich achten sollten. Auf unserem mehrjährigen Weg gab es natürlich Niederlagen. Auf die waren wir nicht vorbereitet und verloren Offenheit und Zusammenhalt.

Harte Einsichten

Auch gut funktionierende Gemeinschaften bleiben nicht von alleine gut. Sie sind wie lebende Organismen und brauchen ein hohes Maß an Aufmerksamkeit und viel Zeit für die Pflege. Gemeinschaften sind Beziehungsgeflechte, die in wiederkehrenden Mustern Stadien durchlaufen (nach M. Scott Peck: Gemeinschaftsbildung). Die Anfangseuphorie in einer Gruppe ist vergleichbar mit dem Verliebtsein,

alle können sich sehr angezogen und verstanden fühlen. Dem folgt notwendig eine gewisse Ernüchterung, in der die persönlichen Unterschiede wieder mehr in den Fokus rücken. Die Anziehung weicht nach und nach der Separierung, wobei es wichtig ist, sich ein paar Verbündete zu halten. Wenn es da dann auch bröckelt, scheint die Enttäuschung komplett. Meistens enden hier die gemeinschaftlichen Visionen mit dem inneren Rückzug oder Ausstieg.

Nach fast zehn Jahren Oberndorf empfand ich als größte Niederlage, dass wir während unserer ambitionierten Projekte verlernten, offen darüber zu reden, was uns gerade bewegt, woran wir zweifeln, was wir nicht richtig finden. Wir nahmen uns nicht die Zeit, gemeinsam zu reflektieren – aber auch nicht, um es uns miteinander gut gehen zu lassen. Ich war am Punkt, auszusteigen.

Viele Lernaufgaben

Der offizielle Oberndorfer Dorfentwicklungsprozess startete 2010 und brachte viel frischen Wind. Er wurde vom Oldenburger Institut für Partizipatives Gestalten (IPG) begleitet. Den Grundstein legten drei Prinzipien:

1. Augenhöhe: Allen Personen müssen Achtung und Respekt im selben Maße gelten.

2. Transparenz: Alle für die Dorfentwicklung wichtigen Informationen sollten allen Menschen zugänglich sein.

3. Selbstermächtigung: Wenn ich will, dass sich etwas ändert, muss ich mich selbst dafür einsetzen.

Was einfach klingt, ist schwer zu lernen, denn unsere lang trainierten Verhaltensweisen müssen immer wieder neu überschrieben werden. Wirkliche Augenhöhe bedeutet, dass ALLE gehört werden, dass Redeanteile ausgeglichen sind, dass wir einander wirklich zuhören, weil wir den Wert unserer Unterschiedlichkeit zu schätzen wissen, dass wir Kritik und den offenen Umgang mit Fehlern als Grundlage für Weiterentwicklungen begreifen.

Nach den Erfahrungen der letzten Jahre muss die Dreier-Liste der Prinzipien dringend erweitert werden. Es fehlen mindestens noch:

4. Konfliktfähigkeit: Konstruktiv streiten zu können, müssen wir erstmal üben. Denn offen bleiben für Kritik und andere Ideen, ist die Grundlage für eine wirklich freie Gesellschaft.

5. Erholung: Überforderung ist ein Dauerthema in ehrenamtlichen Zusammenhängen. Wir müssen

lernen, Pausen zu machen, uns Gutes zu tun, gemeinsam zu feiern; uns gegenseitig dazu ermuntern, auch immer wieder ganz privat zu sein. Wenn das Ziel für gemeinschaftliches Engagement ein gutes Leben ist, sollten wir schon jetzt üben.

6. Reflexion: Reflexionen brauchen ein Innehalten. Am besten ritualisiert, damit sie bei all der anstehenden Arbeit nicht doch wieder vergessen werden. Sind wir noch auf dem richtigen Weg? Sind noch alle dabei? Das können wir nur wissen, wenn wir Prozesse, Erfolge, Probleme und Niederlagen immer wieder durchdenken und unsere Richtung korrigieren können. Und Fehler, aus denen man lernt, werden sehr nützliche Fehler.

Schöne Aussichten 2: Handbuch für ein gutes Miteinander

Die Dokumentarfilmerin Antje Hubert hatte in der noch hoffnungsvollen Zeit einen Film über unsere Projekte gedreht (Von Bananenbäumen träumen, 2016). In ihr fand ich eine Verbündete in dem Bedürfnis, zu verstehen, was mit unserer bewegten Gemeinschaft passiert war. Zusammen gründeten wir die ProvinzOffensive und machten uns 2019 mit einem großen rollenden Tisch auf den Weg zu anderen Dorfinitiativen in der Bundesrepublik: „Auf dass wir von ihnen lernen können! Was sich immer wieder ähnelt, was sich anders machen ließe und wie es besser weitergehen kann.“

Die Akteur*innen der sieben sehr unterschiedlichen Bewegungen besuchten wir jeweils über mehrere Tage und hörten zu. Beinahe wäre ich euphorisch wieder zweimal umgezogen. Aber eine Vermutung bestätigte sich: Oberndorf ist überall. Allerdings zu sehr unterschiedlichen Anteilen. Dennoch

war es eine hoffnungsvolle Reise. Die wachsende Tendenz, dass zivilgesellschaftliche Initiativen sich wichtiger gesellschaftlicher Aufgaben annehmen, ist eben gerade auch ein Phänomen der Dorfgemeinschaften. Die Notwendigkeit wächst, zu lernen, was da eigentlich passiert.

Die Mut machende Essenz ist: Ein Leben in guten Gemeinschaften können wir lernen, es gibt inzwischen viele hilfreiche Methoden. Unser Buch versammelt Ideen und Erfahrungen von Initiativen, die auf sehr unterschiedliche Weisen ihre Ziele verfolgen. Eine

Erkenntnis zieht sich durch die Reise: Immer wird es Offenheit brauchen, einen langen Atem und eine Akzeptanz für Schmerz und Streit neben all dem Glück, das ein gutes Miteinander bereithält.

Denn jede Art von Gemeinschaft lebt von Beziehungen. Wenn wir uns auf sie einlassen, werden wir Reibung und Konflikte nicht vermeiden können. Dorfgemeinschaften sind vor allem eine Chance, in ihnen zu lernen: für einen offenen, lebendigen und wohlwollenden Austausch, für verantwortliches, tatsächlich demokratisches, kollektives Handeln. ■

ALLE AN EINEN TISCH. *Rezepte und Methoden für das Gelingen von Initiativen auf dem Land. Ein Reisebuch von Barbara Schubert und Antje Hubert. hrsg. von der PROVINZOFFENSIVE! Oberndorf, 2021, 214 S., ISBN 978-3-00-069737-1, 15,00 €. Erhältlich über bestellung@provinzoffensive.de oder im Buchhandel.*

Auf dem Land bilden sich immer mehr Initiativen, die gemeinschaftlich ihr Umfeld gestalten wollen. Der Anfang ist meist leicht gemacht, doch fast jede Initiative gerät irgendwann in schwieriges Fahrwasser. Wie gelingt es, den langen Atem zu behalten und Krisen zu überstehen? Das Buch ist ein Plädoyer für die kollektive Gestaltung einer offenen, demokratischen und am Gemeinwohl orientierten Gesellschaft. Nicht nur auf dem Land.

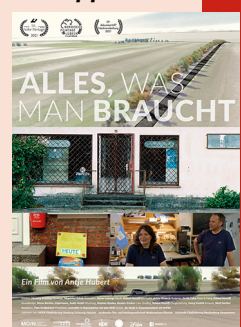
ALLES, WAS MAN BRAUCHT. *Ein Kino-Dokumentarfilm von Antje Hubert, 98 min., Produktion: mairafilm in Koproduktion mit dem NDR, D 2021. Trailer zum Film und mehr Infos unter www.alleswasmb.de*

Eine filmische Reise von der Uckermark bis auf die Halligen im Wattenmeer. Begegnungen mit Menschen, die mit viel Engagement und persönlichem Einsatz ganz unterschiedliche Dorfläden am Leben halten: um Versorgung zu sichern, gute Treffpunkte zu schaffen, den alten Konsum zu retten oder Lösungen für eine nachhaltige und gerechte Welt zu entwickeln.

Buchtipps



Filmtipp



DORFKINO SELBER MACHEN.

Vielen Dörfern fehlt nicht nur der Dorfladen, sondern auch ein Kino. Wer den Film trotzdem zusammen mit vielen anderen anschauen möchte, dem schickt die *thede e.V.* ein DORFKINO-PAKET. Infos beim Filmkollektiv die *thede e.V.*, Hamburg, www.diethede.de, Kontakt: hubert@diethede.de

Ländliche Film-Veranstaltungsorte in Mecklenburg-Vorpommern können den Film auch ausleihen: www.dorfkinoeinfach.de/

Politik auf dem Dorf

Prof. Dr. Florian Dünckmann

Das Dorf wird oft als ein konfliktarmer, traditionsreicher und damit un-politischer Ort wahrgenommen und nur selten als eine Ebene thematisiert, auf der wirkliche Konfrontationen und politische Aushandlungsprozesse stattfinden. Wenn in diesem Artikel das Dorf als ein solcher politischer Ort analysiert werden soll, so bedeutet dies in erster Linie, den Blick dafür zu schärfen, dass grundsätzlich unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Interessen und Vorstellungen in einem Dorf zusammenleben (Dünckmann 2019). Das betrifft nicht allein die offizielle Arena der Kommunalpolitik, zumal in den meisten Fällen das Dorf mit der Gemeinde nicht mehr deckungsgleich ist, sondern vor allem auch Fragen des alltäglichen Zusammenlebens. Politik soll ganz allgemein definiert werden als der Bereich des sozialen Zusammenlebens, in dem sich Pluralität und Dissenz manifestieren. Gibt es eine eigene dörfliche Art und Weise, mit den Herausforderungen umzugehen, die sich daraus ergeben? Welche Konflikte entstehen dabei und wie werden sie ausgetragen? Dies sind Fragen, denen ein Forschungsprojekt an der Uni Kiel in einigen norddeutschen Dörfern und Gemeinden nachgegangen ist und aus dem hier einige Ergebnisse vorgestellt werden sollen.

Revolutionen auf dem Dorf

Der Fall einer Schleswig-Holsteinischen Kommune kann verdeutlichen, in welcher Weise das Dorf ein politischer Ort sein kann: Dort existierte bis vor einigen Jahren die ungeschriebene Regel, dass immer nur eine Liste zur Kommunalwahl antreten sollte und von den vier Sitzen im Gemeinderat drei für Kandidat*innen aus der Landwirtschaft (in der Regel Männer) reserviert waren; der vierte Sitz stand einem*einer Vertreter*in des lokalen Gewerbes zu. Zwar wurde im Gemeinderat stets darauf geachtet, alle Interessen im Dorf zu bedienen, allerdings lag die Entscheidung, welche Anliegen als legitim anzusehen seien, allein in der Deutungshoheit der allein-

gesessenen Dorfelite, aus deren Reihen sich der Gemeinderat rekrutierte. Als dann in den 90er Jahren unerwartet eine zweite Liste bei der Kommunalwahl antrat, lehnten nicht wenige Dorfbewohner*innen dies als vollkommen unpassend ab: Es sei der Versuch, Parteipolitik auf das Dorf zu bringen, wo sie nicht hingehöre, da man „hier immer anders, d. h. persönlich“ (Wortlaut eines Interviews) miteinander umgegangen sei. Der neuen Gegenliste wurden bei der Kommunalwahl keine großen Chancen eingeräumt, zumal eine Zugezogene, die vormals in einer alternativen Dorfkommune gewohnt hatte, für das Bürgermeisteramt kandidierte. Bei der Kommunalwahl gewann die neue Liste allerdings auf Anhieb die Mehrheit der Stimmen. Von Vielen unbemerkt hatten sich die soziale Zusammensetzung und die politische Stimmung im Dorf grundlegend verändert. Es wurde deutlich, dass die Landwirt*innen und Gewerbetreibenden, die sich ehemals als die selbstverständlichen Repräsentant*innen des „echten Dorfes“ gesehen hatten, nunmehr in der Minderheit waren und dass die Gruppe der Zugezogenen und Berufspendler*innen sich nicht mehr in der bisherigen Form der traditionellen Dorfpolitik repräsentiert sah.

Dieses Dorf ist kein Sonderfall: Vielerorts haben in den letzten Jahrzehnten ähnliche lokale Revolutionen stattgefunden. Allerdings manifestieren sich diese „mikropolitischen“ Prozesse nicht immer in deutlichen Wahlergebnissen oder offenen Debatten; oft finden sie im Verborgenen und auf einer informellen Ebene statt.

Ist das Dorf überhaupt noch relevant?

Jede Studie über die generelle politische Situation in deutschen Dörfern sieht sich zu Recht mit einer grundlegenden Frage konfrontiert: Sind Dörfer heutzutage überhaupt noch eine relevante Maßstabsebene für die Betrachtung sozialer und politischer Interaktionen? Angesichts der wachsenden Ausweitung alltäglicher Aktionsräume und der weltweiten Vernetzung von Kommunikationsstrukturen ist es fraglich, welche Bedeutung dem Dorf überhaupt noch als „Behälter“ sozialer Beziehungen zukommt. Früher – d. h. in der Zeit vor den verkehrs- und kommunikationstechnischen Revolutionen, die heute unser Leben prägen – war es selbstverständlich, dass Dorfbewohner*innen hauptsächlich mit anderen Dorfbewohner*innen interagierten, aus dem einfachen Grund, weil nur diese sich in ihrem alltäglichen Aktionsradius befanden. Welche Bedeutung hat das



Prof. Dr. Florian Dünckmann

Arbeitsgruppe Kulturgeographie,
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

duenckmann@geographie.uni-kiel.de
www.kulturgeo.uni-kiel.de

Dorf aber noch für eine Person, die ihre Kontakte mit anderen Menschen vor allem im Internet pflegt, den Urlaub am Mittelmeer verbringt und täglich eine Stunde zur Arbeit in die Stadt pendelt, dort einkauft und das Fitnessstudio aufsucht? Welche Bedeutung hat Räumlichkeit überhaupt noch in einer Gesellschaft, in der Kommunikation und soziale Interaktion nur noch lose an räumliche Nähe gebunden sind?

Auf jeden Fall sorgt die zunehmende Ausweitung unserer Aktionsräume und Kommunikationsstrukturen dafür, dass das Dorf heutzutage immer weniger als natürliche Gemeinschaft gelten kann; es stellt eher einen mehr oder weniger zufällig zusammengewürfelten Ausschnitt aus der größeren Gesellschaft dar. Aber obwohl unser Handeln nicht mehr automatisch an feste räumliche Einheiten (wie z. B. Dorf oder Region) gebunden ist, ist Räumlichkeit (d. h. Nähe und Distanz) dennoch ein wichtiger Teil unserer Selbst- und Weltdeutung. Bewohner*in des Dorfes X zu sein, ist für viele Menschen ein wichtiger Teil ihrer Identität. Das Dorf ist also nicht mehr der Container, der bestimmte soziale und politische Prozesse automatisch von sich aus enthält. Vielmehr wird das Dorf geschaffen bzw. konstant neu geschaffen, indem sich Menschen in ihrem Handeln auf dieses beziehen. Nehmen wir ein Dorffest: Das Dorf ist danach weniger als der faktische räumliche Behälter des Festes anzusehen, als vielmehr als dessen Produkt. Das Dorf als sozialer Interaktionsraum ist das Ergebnis von Handlungen, in denen sich Menschen auf das Dorf beziehen; es wird gewissermaßen durch das Dorffest produziert bzw. re-produziert.

Wer hat die Macht im Dorf?

Der politische Theoretiker Antonio Gramsci (1891–1937) stellte fest, dass Macht auf zwei verschiede-

nen Prinzipien beruhen kann: auf Zwang oder auf Hegemonie. Hegemonie ist Macht, die dadurch legitimiert ist, dass ein Großteil der Bevölkerung glaubt, dies sei der natürliche und beste Zustand. Politische Auseinandersetzungen drehen sich oft um die hegemoniale Position, also um die Fähigkeit, die eigene Sichtweise zum Konsens werden zu lassen und die eigenen Interessen als die Interessen der gesamten sozialen Gruppe darzustellen. Die Herstellung bzw. der Erhalt von Hegemonie erfolgt dabei nicht nur in offenen Debatten, sondern auch in alltäglichen Praktiken. Das Bild des „typischen dörflichen Lebens“ ist somit ein Ausdruck versteckter Machtverhältnisse, die im alltäglichen Leben immer wieder reproduziert werden müssen. Allerdings steht in einer offenen Gesellschaft eine solche Deutungshoheit niemals endgültig fest oder ist gegen alle Widersprüche immun. Vielmehr wird es auch im Alltag konstant Versuche von anderen Gruppen geben, die dominanten Deutungsmuster anzuzweifeln und Gegendeutungen zu entwerfen.

Bei der Übertragung dieses Modells auf die politischen Auseinandersetzungen in Dörfern Norddeutschlands zeigte sich, dass die hegemoniale Position im Dorf vielfach von den alteingesessenen Landwirt*innen beansprucht wird. Sie werden gesehen – bzw. sehen sich – als die „echten Dorfbewohner*innen“, die gewissermaßen „heimischer“ sind als die anderen Einwohner*innen. Ihre Interessen gelten als die Interessen des Dorfes. Diese Hegemonie fußt auf dem herkömmlichen – allerdings schon lange nicht mehr der Realität entsprechenden – Bild des Dorfes als einer Gemeinschaft bäuerlicher Haushalte. Demnach befinden sich die Landwirt*innen im innersten Kreis des authentischen Dorfes. Deshalb haben sie auch eher das Recht, für das Dorf zu sprechen, als andere. In dieser Sichtweise kann Integration eigentlich nur in eine Richtung gedacht



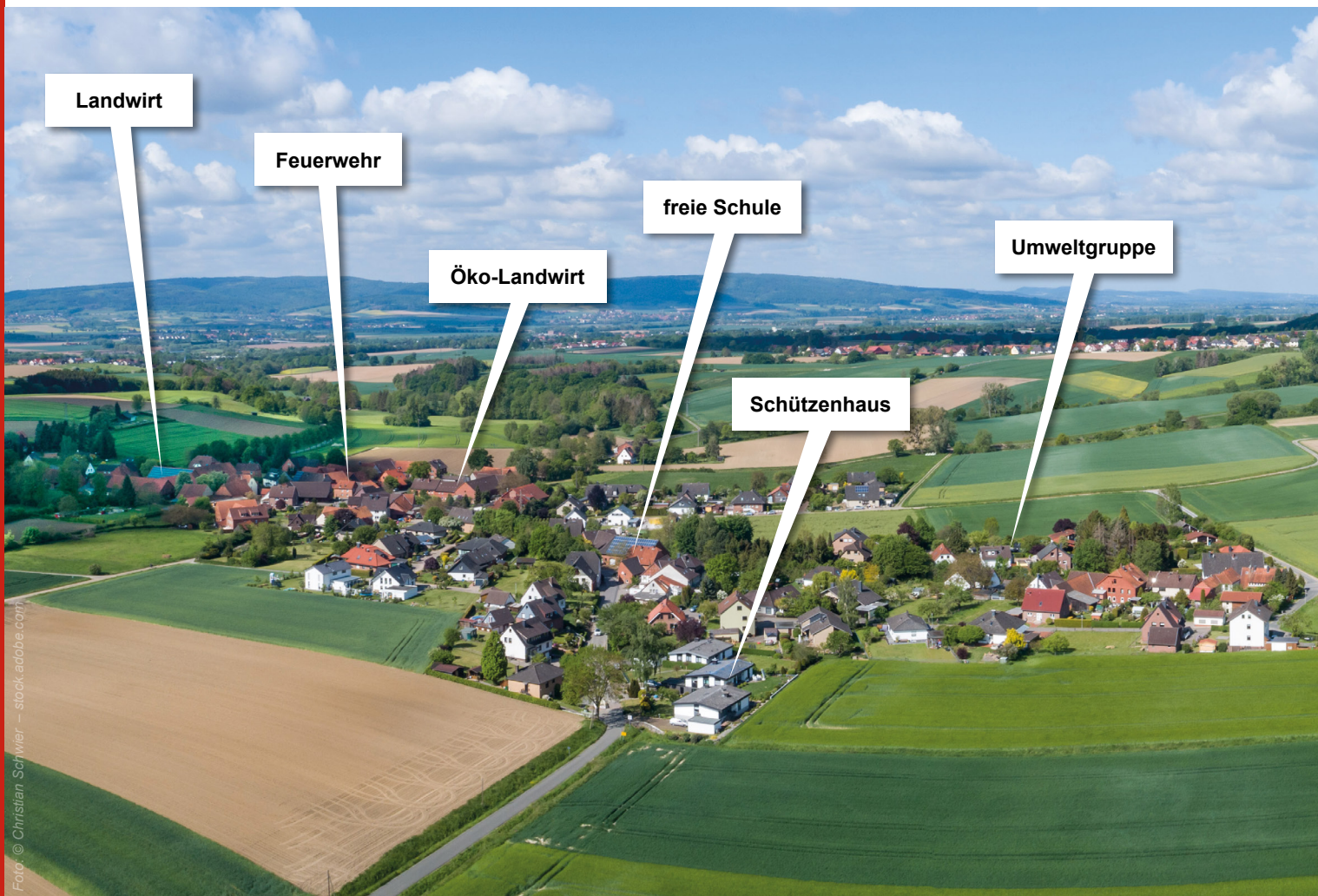
Zugezogene und Berufspendler*innen sehen sich u. U. nicht mehr in der bisherigen Form der traditionellen Dorfpolitik repräsentiert.

werden: Die „weniger echten“ Dorfbewohner*innen sollten sich in das „authentische Dorf“ integrieren. Die Definition, wie „man sich im Dorf verhält“, liegt dabei bei der alteingesessenen landwirtschaftlichen Bevölkerung.

Im Rahmen des Forschungsprojektes stellte sich allerdings auch heraus, dass diese Hegemonie der traditionellen Dorfeliten zunehmend in Frage gestellt wird. Vielerorts entstehen soziale Netzwerke, die zunehmend eine neue politische Kraft in den Dörfern darstellen. Mitglieder dieser Netzwerke sind oft aus der Stadt zugezogen und haben nicht selten einen akademischen Hintergrund. Der Ausgangspunkt ihres politischen Engagements liegt häufig in der ökologischen Bewegung. Daneben – und hier zeigen sich die Grenzen der einfachen Vorstellung von einer Spaltung des Dorfes in alteingesessene Landwirt*innen und Neubürger*innen – gehören oft auch lokale, ökologisch wirtschaftende Landwirt*innen zu

diesen Netzwerken. Politische Reibungsflächen mit den traditionellen Dorfeliten ergeben sich dabei dadurch, dass das gängige Bild einer Dorfgemeinschaft, bei der die alteingesessenen Landwirt*innen im Zentrum stehen, angezweifelt wird.

Im Sinne Gramscis handelt es sich hierbei um eine Gegenhegemonie, eine alternative Möglichkeit, wie Ländlichkeit und Dorfleben gesehen werden kann. Diese neuen Netzwerke fordern die traditionellen lokalen Strukturen an vielen Stellen heraus und werden dementsprechend von den traditionellen Dorfeliten oft als Bedrohung empfunden. Häufig wird das Bild einer Kolonisation des Dorfes durch „Städter*innen“ heraufbeschworen, die mit ihrem hohen finanziellen und kulturellen Kapital, ihren urbanen Werten und unrealistischen Vorstellungen vom Landleben das Dorf übernehmen. Dadurch würde die angestammte lokale Bevölkerung mehr und mehr an den Rand gedrängt und „fremd im eigenen Dorf“.



Symbolbild eines Dorfes mit fiktiven Markern, die verschiedene Instanzen im Dorf markieren, die für alte und neue Gruppen stehen

Es existieren also zwei Konstellationen von Hegemonie und Gegenhegemonie, vor deren Hintergrund dörfliche Konflikte interpretiert werden. Auf der einen Seite wird eine Konfrontation zwischen Alt und Neu postuliert: In der Sicht der neuen Netzwerke sollten die alten, verfestigten Hegemonialstrukturen des Dorfes aufgebrochen und neue Gruppen und Auffassungen von Ländlichkeit in das Dorf integriert werden. Auf der anderen Seite wird eine Konfrontation zwischen Innen und Außen gesehen: In der Sicht der ehemaligen Dorfeliten werden authentische lokale Strukturen von außen gefährdet und die Hegemonie urbaner Werte bzw. „grüner“ Ideen zunehmend dem Dorf aufgezwungen.

Jenseits der Konfrontation

Das Bild einer polarisierten Dorfstruktur, bei der die Alteingesessenen den kritischen Neubürger*innen gegenüberstehen, greift jedoch zu kurz, denn nur die wenigsten Neubürger*innen ziehen mit einer reformorientierten, politisierten Einstellung auf das Dorf. Für Viele stellen die traditionellen Machtstrukturen kein gravierendes Problem dar, vorausgesetzt, ihre eigenen Interessen werden nicht unmittelbar berührt. Sie zweifeln die Hegemonie der traditionellen Dorfeliten kaum an. Im Gegenteil halten nicht wenige Menschen, die auf ihrer Suche nach Ländlichkeit auf das Dorf ziehen, gerade diese unhinterfragte Selbstverständlichkeit der sozialen und politischen Strukturen für ein zentrales Charakteristikum des ländlichen Lebensstils. Diese idealisierte Beständigkeit dörflicher Strukturen wird von ihnen als etwas Besonderes und Bemerkenswertes empfunden. Das Bild des Dorfes, in dem – anders als im urbanen Kontext – die Werte, Regeln und Strukturen nicht permanent kritisch in Frage gestellt werden, ist deshalb für sie eindeutig positiv besetzt. Eine solche anti-politische Perspektive auf das Dorf zeigt, dass hegemoniale Strukturen nicht unbedingt als bedrückend oder negativ wahrgenommen werden müssen; im Gegenteil können sie als Entlastung von der kontinuierlichen Aufforderung zur kritischen Reflexion und politischen Auseinandersetzung empfunden werden.

Tatsächlich haben Konflikte auf dem Dorf eine eigene Dynamik, denn die Grenze zwischen der öffentlich-politischen und der privaten Sphäre ist nicht immer klar. Die Menschen begegnen einander immer wieder in sehr unterschiedlichen gesellschaft-

lichen Kontexten mit jeweils eigenen Rollenverständnissen. Das Mitglied der gegnerischen Partei im Gemeinderat ist z. B. gleichzeitig Lehrer*in meiner Kinder, mein*e Nachbar*in und Kund*in meines Betriebes. Wegen dieses „Gesetzes der kleinen Zahl“ (Mak 1999) ist die Grenze zwischen persönlichen Fehden und politischen Meinungsverschiedenheiten oft nicht klar zu ziehen und Konflikte laufen Gefahr, auf kaum kontrollierbare Weise durch Familien, Nachbarschaften und Freundeskreise zu jagen oder lange zu schwelen und lange später an unvorhergesehener Stelle wieder auszubrechen.

Dörfliche Interessenlagen im Kontext

Interessant ist es nun zu schauen, inwiefern diese Ergebnisse, wie wir sie im Forschungsprojekt festgestellt haben, verallgemeinerbar sind und wieviel davon nur für das sozio-politische „Ökosystem“ nord-westdeutscher Dörfer gilt. Welche Konstellationen gibt es bspw. in den Dörfern der neuen Bundesländer, wo die Verankerung der alteingesessenen Bauernfamilien in den Dörfern eine andere ist? Gibt es dort andere Konflikte, als sie oben beschrieben werden? Studien, wie z. B. die von Rössel (2014) über Dörfer der Uckermark, legen allerdings nahe, dass wir trotz der großen Unterschiede in der sozio-politischen Geschichte einige Elemente auch dort wiederfinden können: die Gegensätze zwischen Alt und Neu bzw. Innen und Außen, die verschiedenen Sichtweisen vom Dorf und die konstante Bezugnahme auf das „authentische Dorf“, obwohl unterschiedliche Menschen etwas vollkommen Unterschiedliches darin sehen.

Mehr noch als die städtische Nachbarschaft, in der man sich meist erfolgreich aus dem Weg gehen kann, wird das Dorf auch weiterhin eine wichtige politische Arena sein, in der unterschiedliche Sichtweisen aufeinandertreffen und ausgehandelt werden. Jeder Versuch festzulegen, wie „ein Dorf funktioniert“, übersieht dabei die Vielfalt der Vorstellungen vom Dorfleben und die Pluralität der Menschen, die auf dem Land leben. Und auch wenn die mikropolitischen Prozesse im Dorf eher im Informellen ausgetragen werden und damit wenig plakativ als die „große Politik“ erscheinen, sind sie dennoch Ausdruck der Tatsache, dass wir uns auch den öffentlichen Raum des Dorfes mit Menschen und deren Ansichten teilen müssen, die wir uns nicht aussuchen können bzw. die uns nicht ausgesucht haben. ■

Warum junge Menschen gerne ländlich leben

Julian Gick

Ländliche Räume bieten eine Vielzahl an lebenswerten Qualitäten. In Gesprächen mit jungen Familien wurde untersucht, welche Faktoren den Migrationsprozess zu Gunsten ländlicher Räume entscheiden. Allen voran haben die Gemeinschaft und der starke Zusammenhalt, der daraus erwächst, eine bindende Wirkung. Diesen zu stärken und damit das Selbstbild ländlicher Räume zu fördern, sollte raumplanerisches Primat sein.

Die letzte Gaststätte hat geschlossen, der nächste Bus fährt in zwei Stunden – junge Menschen verlassen ihre ländliche Herkunftsregion für Ausbildung und Studium und bleiben in urbanen Räumen, weil sie dort bessere Lebensbedingungen geboten bekommen, so die landläufige Meinung. Der demografische Wandel ist als Schreckensvision in aller Munde und bestimmt als Negativdiskurs häufig die öffentliche Wahrnehmung ländlicher Räume. Tatsächlich sind Geburtenrückgang, Überalterung und Abwanderung Faktoren, mit denen sich die Planungswissenschaften verstärkt seit den 1990er-Jahren befassen, denn seitdem ist insbesondere auch ein Rückgang an Familien zu verzeichnen (Huinink 2009). Junge Familien leisten einen wesentlichen Beitrag zur zukunftsfesten Entwicklung ländlicher Räume, wonach sie über ihren Wohnort entscheiden, ist im wissenschaftlichen Milieu jedoch noch weitgehend unerforscht. Der Mangel an Arbeitsplätzen ist zwar weiterhin eine der größten Hemmschwellen in ländlichen Räumen, verliert aber im Rahmen der fortschreitenden Digitalisierung zunehmend an Bedeutung. Gerade bei jungen Familien handelt es sich um eine Bevölkerungsgruppe, die vielseitig äußerst sensibel auf externe Umweltveränderungen reagiert (Gatzweiler und Schlömer 2008: 248) und deren Bindung an einen Raum von unterschiedlichen Motiven geprägt ist (Speck et al. 2009).

Über einen Paradigmenwechsel in Bezug auf die Frage, warum ländliche Räume attraktiv für dort lebenden Familien sind, wird zu einer Relativierung des Negativdiskurses beigetragen (Speck et al. 2009). Erste Studien zu Jugendlichen etwa führen zu der Erkenntnis, dass nicht nur harte Faktoren in der Migrationsentscheidung berücksichtigt werden,

sondern auch die „subjektiven Wahrnehmungen und Konstruktionen der individuellen Lage“ (Chilla et al. 2008: 267) eine entscheidende Rolle spielen. Wanderungen müssen daher als individuelle Entscheidungsakte verstanden werden (Gatzweiler und Schlömer 2008: 248). Vor diesem Hintergrund wurden in der Untersuchung exemplarisch raumrelevante, perzeptive Bindefaktoren identifiziert, die aus der Perspektive junger Familien entscheidend für das Leben in ländlichen Räumen sind.

Erhebungsdesign der Untersuchung

Als Untersuchungsräume wurden zwei Gemeinden in der Mittelgebirgsregion Rhön gewählt. Die Rhön bietet sich aufgrund ihrer ländlichen Lage im Spannungsfeld dreier Bundesländer und ihrer charakteristischen Eigenheiten als Ausgangspunkt der exemplarischen Untersuchung an.

Nach einer Analyse der Studien mit thematischem Bezug erfolgte die eigentliche Erhebung über eine Methodentriangulation. Mit episodischen Interviews als erstem qualitativen Zugang konnten die Stärken explorativer Forschung potenziert werden. Über eine quantitative Online-Befragung im nachfolgenden Schritt wurden die Ergebnisse der Interviews in Häufigkeit und Ausprägung übertragen. Abschließend boten Experteninterviews mit Fachleuten der Raumplanung eine Interpretationsstütze der Gesamtergebnisse und eine planerische Einordnung.

Zusammenhalt ist der Kitt der lokalen Gesellschaft

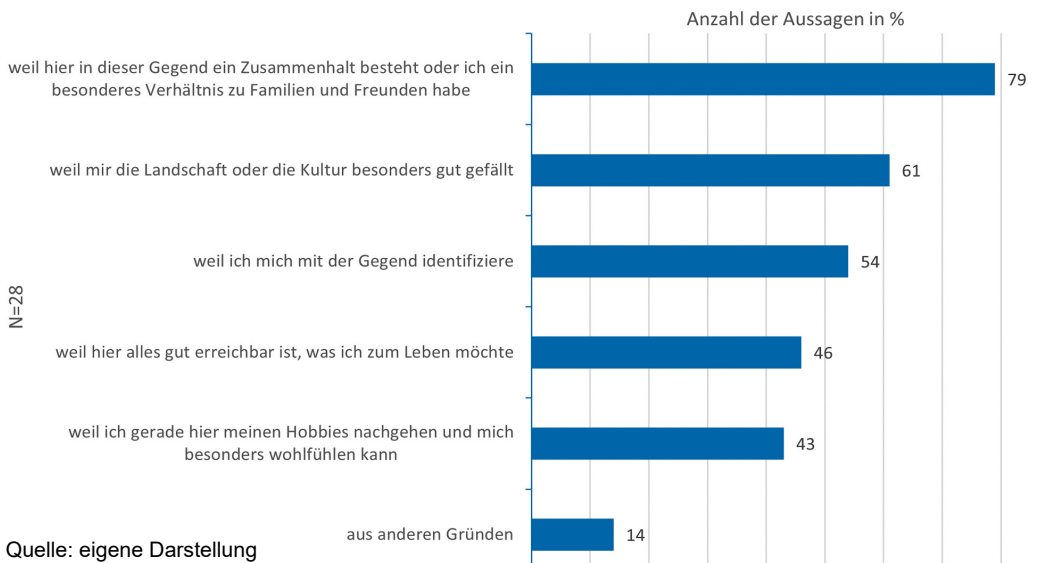
Zentrale Erkenntnisse der Untersuchung sind, dass allen voran soziale, landschaftliche und intrinsisch motivierte Aspekte eine starke Bindewirkung auf junge Familien haben (s. Abb. 1). Insbesondere soziale Faktoren nehmen einen großen Stellenwert ein. Ob die Nachbarschaft, das Vereinsleben oder die Familie – durch sog. soziale Redundanzen, also immer wiederkehrende Begegnungen mit den gleichen Menschen, erwachsen enge Freundschaften und intakte lokale Gemeinschaften, deren Zusammenhalt stark bindend wirkt. Dieser Zusammenhalt

Julian Gick

M.Sc. Umweltplanung/Regionalentwicklung
Promotionsstipendiat der Universität Vechta
gick@posteo.de



Abbildung 1: Können Sie für mich diesen Satz beenden? Ich lebe gerne hier, ...



findet u. a. Ausdruck in dem Gefühl, dass sich die Menschen vor Ort gegenseitig unterstützen. Dabei wurden Beispiele genannt, die weit über das nachbarschaftliche Mülltonne-an-die-Straße-stellen hinausgehen. Vielmehr können infrastrukturelle Defizite ausgeglichen werden. Etwa dann, wenn gemeinsame Fahrten zur nächsten Einrichtung der Grundversorgung organisiert werden. Zusammenhalt bietet aber auch Geborgenheit, Sicherheit und das Gefühl, etwas mit der Gemeinschaft zusammen verändern zu können. Mit dieser Gemeinschaft lasse sich etwas „auf die Beine stellen“. So gaben einige der Befragten an, dass sie etwas im dörflichen Umfeld bewegen und dass lokale Projekte implementiert werden können. Abschließend wurde die Bedeutsamkeit des lokalen Zusammenhaltes durch eine Neufassung der definitorischen Grundlage von Heimat deutlich. Befragte erzählten, dass Heimat bei ihnen nicht etwa primär anhand kultureller Aspekte, sondern vielmehr entlang sozialer Kontakte abgegrenzt wird.

Neben sozialen Bindefaktoren wie der Herkunftsfamilie, Freundschaften, Partnerschaft und Gemeinschaft, die alle den Zusammenhalt widerspiegeln, spielt die Nähe zur Natur samt stressreduzierender Wirkung für viele junge Familien gerade in pandemiebedingten Krisenzeiten eine große Rolle. Sie wird als grüne Gesundheitsinfrastruktur anerkannt und als wesentlicher Standortvorteil gegenüber lärmenden städtischen Räumen bezeichnet (s. Abb. 2). In den qualitativen Erhebungen wurde die Bedeutsamkeit dieser Rahmenbedingungen für ein ländliches Lebensgefühl deutlich. Junge Familien beschrieben den Wert der Natur, großzügige Grundstücksflächen in Kombination mit der Sicherheit und Geborgenheit als einen Raum, der Freiheiten für Entfaltungsmöglich-

keiten bietet. Dies ist besonders erstaunlich, da damit postmoderne Qualitäten skizziert wurden, die in der wissenschaftlichen Literatur im Kontext ländlicher Räume bislang nur geringfügig diskutiert werden.

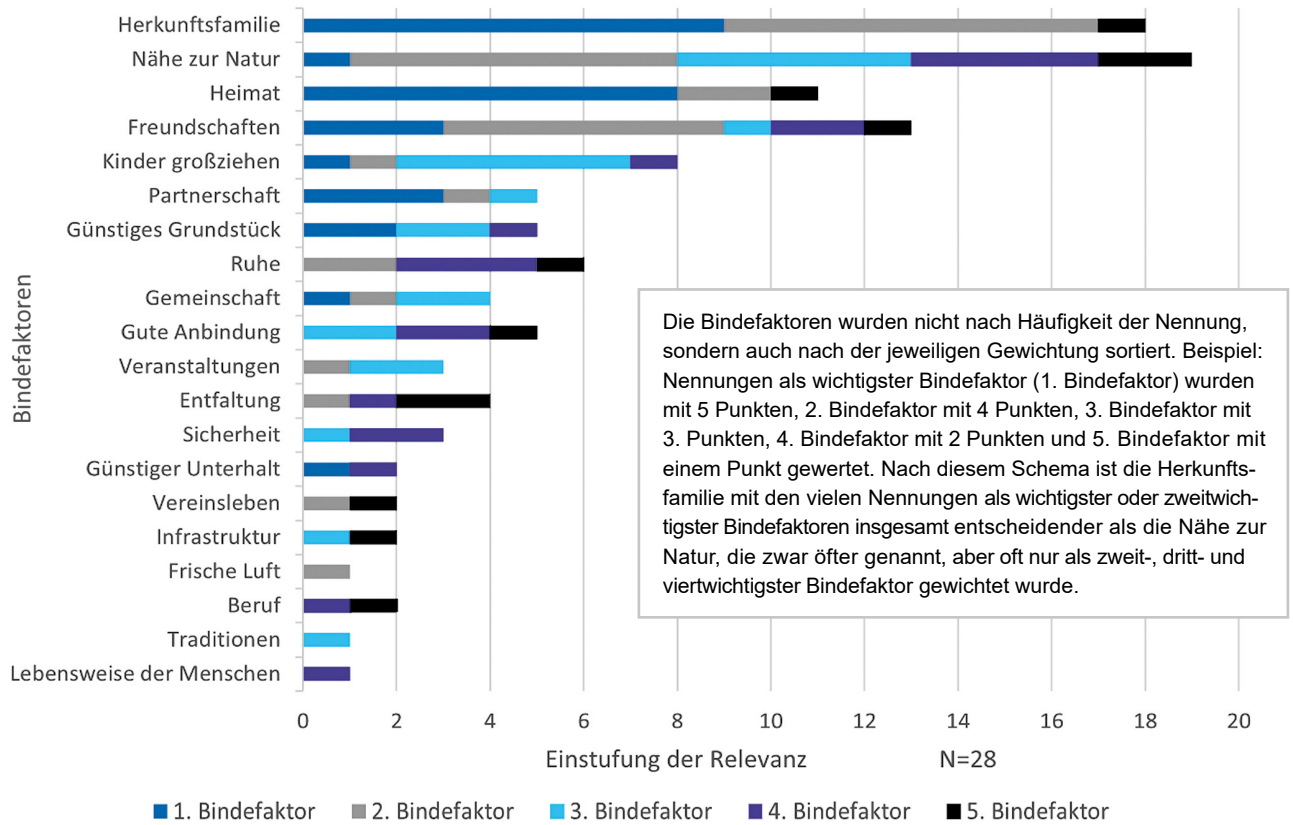
Handlungsempfehlungen:

● Soziale Orte im Dorfkern schaffen

Der Zusammenhalt im Dorf ist einer der wesentlichsten Bindefaktoren junger Familien. Die bauliche Außenentwicklung der letzten Jahrzehnte hat allerdings einen Beitrag dazu geleistet, dass mehr und mehr Ortskerne als gewachsene soziale Kristallisationspunkte ausgehöhlt wurden. Zusammenhalt ist das letzte Auffangnetz, das so manchen ländlichen Raum davor bewahrt, gänzlich abgehängt zu sein. Aus der planerischen Perspektive ist es entscheidend, Akteur*innen zu identifizieren, die als Multiplikator*innen den Zusammenhalt festigen. Trotzdem oder vor allem deswegen dürfen die positiven Effekte einer Gemeinschaft nicht zum „preisgünstige[n] Ersatz des Sozialstaates“ (Neubauer-Betz 2017: 47) degradiert werden.

Die Zukunftsfähigkeit vieler ländlicher Räume wird vor allem von der Zuwanderung urban lebender junger Familien abhängen. Um den Zusammenhalt zu stärken und urban lebende Bevölkerungsgruppen für ländliche Räume zu gewinnen, bedarf es einer rigiden Stärkung der Ortskerne durch die Schaffung neuer Wohnformen und multifunktionaler Orte. Mit der Innenentwicklung lässt sich ein urbanes Lebensgefühl erzeugen, ohne den ländlichen Charakter zu gefährden. Im Kontext des Soziale-Orte-Konzeptes eignen sich dafür belebte Treffpunkte wie Cafés, an die etwa ein flexibles Mobilitätsangebot angebunden ist, aber auch das Mehrgenerationshaus am Dorfanger.

Abbildung 2: Junge Familien gewichteten ihre fünf relevantesten Bindefaktoren



Die Bindefaktoren wurden nicht nach Häufigkeit der Nennung, sondern auch nach der jeweiligen Gewichtung sortiert. Beispiel: Nennungen als wichtigster Bindefaktor (1. Bindefaktor) wurden mit 5 Punkten, 2. Bindefaktor mit 4 Punkten und 3. Bindefaktor mit 3. Punkten, 4. Bindefaktor mit 2 Punkten und 5. Bindefaktor mit einem Punkt gewertet. Nach diesem Schema ist die Herkunftsfamilie mit den vielen Nennungen als wichtigster oder zweitwichtigster Bindefaktoren insgesamt entscheidender als die Nähe zur Natur, die zwar öfter genannt, aber oft nur als zweit-, dritt- und viertwichtigster Bindefaktor gewichtet wurde.

● **Stärkung des Selbstbildes ländlicher Räume**

Ländliche Räume können etwas bieten, was im medialen und sogar planungswissenschaftlichen Milieu oft unter den Tisch gekehrt wird: Vertrautheit im dörflichen Umfeld, Entfaltungsmöglichkeiten, ein Heraustreten aus dem Alltag und Abtauchen in die Natur ohne weite Reisen. Mit der Generation Z werden junge Menschen erreicht, die in den nächsten Jahren verstärkt in die Phase der Familiengründung

eintreten. Die (postmodernen) Qualitäten ländlicher Räume müssen entsprechend medienwirksam verbreitet werden, um in der öffentlichen Wahrnehmung anzukommen.

Die jahrelange Brandmarkung ländlicher Räume als benachteiligte Gebiete hat deren Selbstbild geschadet. Die vorliegende Untersuchung bestätigt nun, wie relevant der Perspektivwechsel hin zu den Qualitäten ländlicher Räume ist. Migrationsentscheidungen sind als polykausaler Prozess zu verstehen, in den verschiedenste Bindefaktoren schwächer und stärker einwirken. Es werden Bindemechanismen erkennbar, die sich auf andere ländliche Regionen übertragen lassen, jedoch ist stets eine regionspezifische Erhebung, insbesondere hinsichtlich der abweichenden Identifikationsmerkmale, erforderlich. Nur so und in Verbindung mit einer bedarfsgerechten Förderung können betroffene ländliche Räume nachhaltig und langfristig in Richtung stabiler Zukunftsfähigkeit entwickelt und kann eine Abkehr von den negativen Konnotationen begünstigt werden. ■



Die vollständige und zweifach prämierte¹ Untersuchung finden Sie als kostenfreies PDF unter:

www.umwelt.uni-hannover.de/fileadmin/umwelt/Publicationen/Schriftenreihen/Arbeitsmaterialien/IUP_AM_65_Gick.pdf

Die Literaturangaben finden Sie unter: www.asg-goe.de/pdf/LR0222-Literatur-Gick.pdf

¹ Die Arbeit wurde mit dem Sonderpreis des Förderkreis für Raum- und Umweltforschung e.V. (FRU) sowie mit dem Hochschulpreis der Niedersächsischen Akademie Ländlicher Raum e.V. (ALR – 2. Preis) ausgezeichnet.

Wer nichts mehr hofft, geht bald ein

Freienseen im Vogelsberg mit dem multifunktionalen Mehrgenerationenhaus „DorfSchmiede Freienseen“ ist weit über seine Grenzen bekannt. Hier ist Dr. Ulf Häbel, Pfarrer im Ruhestand, aktiv, greift seit Jahren die Anliegen der Menschen in „seinem“ Dorf auf und hat gemeinsam mit den Dorfbewohner*innen KiTas, eine Grundschule, eine Tagespflege und einen Dorfladen mit Café (zurück) ins Dorf gebracht. Im Folgenden beantwortet er Fragen zur Dorfgemeinschaft und zum Miteinander im Dorf.

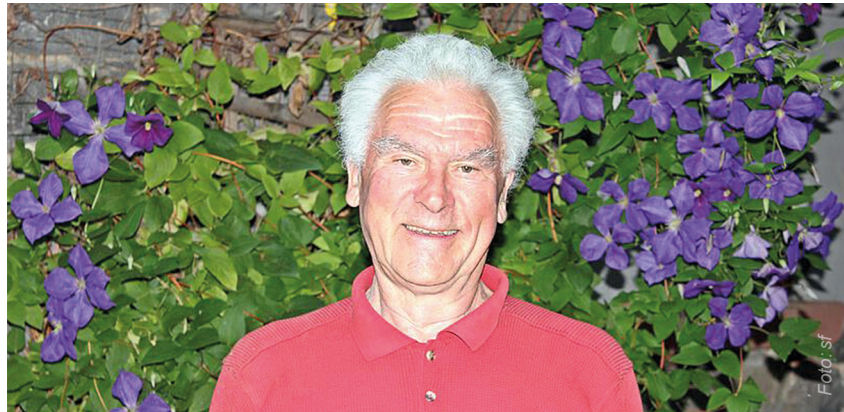
Es klingt, als entspräche Freienseen einem konfliktfreien Ideal, aber sicher sind nicht immer alle einer Meinung. Gab oder gibt es bei Ihnen im Dorf Konflikte zwischen Alteingesessenen und Neuhinzugezogenen oder landwirtschaftlicher und nichtlandwirtschaftlicher Bevölkerung?

Das Dorf Freienseen, in dem ich seit 32 Jahren lebe, ist nicht konfliktfrei. Hier gibt es – wie überall, wo unterschiedliche Menschen leben – unterschiedliche Meinungen und Lebenseinstellungen. Das meint doch der Begriff Konflikt: Unterschiedliches fließt zusammen. Die Frage ist, ob die diversen Positionen zu einem konstruktiven Diskurs führen und Synergien erzeugen oder ob sie zu Verwerfungen führen.

Das war bei unserem Projekt Dorfschmiede auch so. Deshalb brauchten wir viel Zeit bei der Zielklärung und Konzeptentwicklung. Bei uns haben sich zum Glück die Diskurswilligen behauptet und unter dem Motto „Leben und Sterben, wo ich daheim bin“ fünf Module in der Dorfschmiede vereint: Tagespflege, Dorfladen, altersgerechtes Wohnen, Landarztpraxis, Begegnungsstätte.

Vergleichbare Projekte zur Dorfsentwicklung waren bei uns die Wiedereinrichtung einer Grundschule und Gründung eines Naturkindergartens.

Konflikte zwischen unterschiedlichen Interessengruppen (z. B. Alteingesessenen und Neubür-



ger*innen, Landwirt*innen und Parksüchtigen) sind bei uns unerheblich, da das Dorf keine größeren Neubaugebiete hat.

Bei unseren Dorfentwicklungsprojekten zeigte sich eine andere Konfliktlinie, die sich in Zukunft noch verschärfen wird. Das ist die unterschiedliche Sicht von engagierten Bürger*innen und aufsichtlichen Behörden, von Zivilgesellschaft und hauptamtlicher Bürokratie.

Das Feuer brennt von unten und manchmal wird es von oben gelöscht.

Heutzutage gibt es für Menschen wie Sie den Begriff „Dorfmoderator“. Sehen Sie sich als Dorfmoderator, der die Menschen zusammenbringt?

Ja! Mit der Bezeichnung Dorfmoderator kann ich viel anfangen. Ich verstehe mich aber nicht nur als jemand, der im üblichen Sinn moderiert und vermittelt. Zum Dorfmoderator gehört für mich auch, Impulse zu setzen, Anstöße

zu geben, Visionen für das Dorf zu entwickeln und es als lebenswerten Lebensraum zu beschreiben.

In der Dorfsoziologie wurde in den letzten Jahren dafür der Begriff Sozialraumpionier verwendet. Der passt auch. Dorfmoderatoren brauchen auch immer ein wenig Pioniergeist, mit dem sie andere anstecken.

*Was, würden Sie sagen, müssen Dorfmoderator*innen als wichtigste Eigenschaften mitbringen und eignen sich Pfarrer oder Pfarrfrauen besonders gut als Dorfmoderator*innen?*

Die wichtigsten Fähigkeiten und Eigenschaften für Dorfmoderator*innen sehe ich darin, dass sie sich ihrer Lebenswelt offen und neugierig, aufmerksam und proaktiv zuwenden, die Menschen im Dorf aufsuchen und auf ihre Ressourcen hin ansprechen, sie miteinander ins Gespräch bringen, um das Dorfleben zu verstehen und daraus Handlungsziele und mögliche Projekte abzuleiten. Die

Leute ästimieren, wie man bei uns im Vogelsberg sagt, sie wertschätzen und mit ihnen Erfolge feiern, sind wichtige Eigenschaften für Dorfmoderator*innen.

Wenn man dabei das Verständnismuster der Organisationsentwicklung im Kopf hat, ist das hilfreich: aufmerksam wahrnehmen, wie das Leben im Dorf wirklich ist, es im Diskurs mit dem Anderen zu verstehen suchen und daraus adäquat handeln. Dieser Dreischritt bewahrt davor, vorschnell und aktionistisch zu agieren. Manche öffentlichen Förderprogramme neigen dazu. Es wird ein Mangel erkannt und gleich ein Programm daraus gemacht. Doch wenn die Menschen etwas nicht verstehen,

dann machen sie auch nicht mit. D. h., dass Dorfmoderator*innen einen langen Atem, eine gewisse Standhaftigkeit und Fehlerfreundlichkeit brauchen.

Für mich als Pfarrer war diese Rolle passend. Ich kenne alle Leute und die mich auch, ich beteilige mich in Vereinen und der Kommunalpolitik, ich ecke manchmal an und bleibe standhaft. Ein Dorfpfarrer – wenn er sich nicht ganz dusselig verhält – wird eigentlich immer wertgeschätzt. Ich verstehe mich als Pfarrer, nicht als religiösen Akrobaten, sondern als sozialen Faktor im Dorf: Pfarrer als Kulturlotse.

Wie bringen Sie die Menschen im Dorf zusammen und wie stärken Sie den Zusammenhalt zwischen den unterschiedlichen Gruppen?

Ich gehe zu den Menschen, arbeite und feiere mit ihnen zusammen. Im gemeinsamen Tun und Feiern werden das Engagement und die Energie gestärkt, die wir zur Gestaltung des Dorflebens brauchen. Ich wertschätze die Leute („Ihr könnt mehr als ihr denkt“) und lasse sie auch meinen Überschuss an Hoffnung spüren. Das ist, wie der Philosoph Ernst Bloch (Das Prinzip Hoffnung) gesagt hat, wie ein „Träumen nach vorwärts“. Die Vision von einem gelingenden Leben darf man nicht aufgeben und auch nicht verschweigen. ■

Du musst auf Leute zugehen

Jessica Stürmer ist vor fünf Jahren von der Stadt in die 1 400-Seelen-Gemeinde Schonstett gezogen. Im Interview mit Cassandra Podehl, ASG, teilt sie ihre Erfahrungen über den Prozess des Ankommens und die Schritte, die sie unternommen hat, um sich in die Dorfgemeinschaft einzubringen.

Frau Stürmer, mit welchen Erwartungen sind Sie damals nach Schonstett gezogen?

Vor allem viel Natur, viel draußen sein. Mir war vorher bewusst, dass es hart werden wird, irgendwo Anschluss zu finden. Ich habe mir gesagt: „Du musst auf die Leute zugehen, sonst findest du niemanden.“ Ich kannte es davor aus dem Studium: Alle fangen gleichzeitig an, alle suchen gleichzeitig neue Freunde, das ist später im Leben nicht mehr so leicht. Deshalb wusste ich, dass ich auf die Leute zugehen muss, um überhaupt jemanden kennenzulernen. Hinzu kommen auch die eigenen Vorurteile. Ich wusste, dass ein Großteil der Bevölkerung eher konservativer ist und ich eventuell



mit meiner Art und meinen Looks anecken würde. Letztendlich bin ich einfach authentisch geblieben. Das hat gut funktioniert.

Heißt das, dass Sie auch auf's Dorf gezogen sind, um ein intensiveres Gemeinschaftsleben als in der Stadt zu haben?

Ja, ich wollte das Dorfleben. Ich bin selbst auch auf dem Dorf aufgewachsen und ich weiß, dass es für die Kinder unglaublich schön ist, in einer Dorfgemeinschaft aufzuwachsen. Jede*r kennt jede*n – dadurch fühlen sich Kinder häufig gut aufgehoben. Kinder brauchen ein intaktes Sozialleben und ein gesundes Umfeld, in dem sie aufwachsen können. Das ist, was wir uns auch erhofft haben. Raus aus der Anonymität. Die städtische Anonymität hat auch ihre Vorteile, aber es fehlt dann auch etwas. In der Stadt habe ich meine Nachbar*innen kurz vor dem Auszug kennengelernt. Deswegen war meine Erwartung an das Dorfleben: mehr direkter Kontakt zu den Menschen.

Und dieser Wunsch an das Dorfleben hat sich jetzt auch für Sie erfüllt?

Auf jeden Fall, sogar mehr als das. Wir sind jetzt sehr gut angekommen, sind gut integriert, haben großartige Freund*innen gefunden und tolle Nachbar*innen. Hinzukommt unsere Vereinstätigkeit und meine Arbeit im „Dorfbladl“. Letztendlich haben sich unsere Vorstellungen und Wünsche mehr als bewahrheitet.

Altbewährtes hat im Dorf immer noch einen hohen Stellenwert. Wie haben Sie da den Mut gefunden, neue Wege zu gehen?

Ich würde mich als eine Macherin bezeichnen und packe Probleme einfach gerne an. Im Dorf ist mir das wahnsinnig schwergefallen. Das Dorf hatte damals keine Informationsplattform. Es gab nur einen Gemeindekalendar in dem Termine vermerkt wurden (z. B. das Treffen der Freiwilligen Feuerwehr oder Feste). Zu Beginn habe ich mich deshalb von

Fest zu Fest gehandelt. Es wurde dann besser, als meine Tochter größer geworden ist, da ich dann in die „Muttkreise“ gekommen bin. Mir war jedoch klar: Ich wollte den Integrationsprozess für Neuankömmlinge einfacher gestalten. Im Endeffekt habe ich aus meinen anfänglichen Problemen ein Fazit gezogen und dann versucht, einen besseren Informationsfluss im Dorf aufzubauen. Wenn Menschen gerade erst im Dorf angekommen sind, dann ist denen eben nicht klar, was es hier für Strukturen, Vereine und Institutionen gibt. Das wollte ich ändern, aus meinen anfänglichen Problemen etwas Produktives ziehen. Das hat mir Mut gegeben.

*Und die übrigen Bewohner*innen sind dann auch alle mit dabei gewesen oder gab es da auch Konflikte oder Herausforderungen?*

Es gab vereinzelte Stimmen, die damals beim Dorfgespräch¹ meinten: „Das braucht man doch nicht, da geht man doch einfach zur freiwilligen Feuerwehr oder in den Kirchenchor und da kommt man dann auch an.“ Aber was ist, wenn die traditionellen Vereine nichts für einen sind? Zu der Zeit des Umzugs hatten wir ein Kleinkind und wir konnten nicht jeden zweiten Abend unterwegs sein. Die anderen Dorfbewohner*innen fanden die Idee des „Dorfbladls“ alle klasse. Bis 2014 gab es schon einmal eine Dorfzeitung. Viele Leute meinten, sie vermissen die Dorfzeitung und fanden es toll, dass wir wieder eine aufbauen wollten.

Wie erfolgte die Umsetzung des „Dorfbladls“?

Erstmal mussten wir einen Arbeitskreis gründen und Mitstreiter*innen finden. Das hat

sich recht schnell ergeben. Es gab schon Mitstreiter*innen aus dem Dorfgespräch und die anderen kamen per Mundpropaganda hinzu. Direkte Ansprachen à la „Hey, macht’s doch mit bei unserer Dorfzeitung“ funktionierten am besten. Der nächste Schritt war, an die Schonstetter Vereine und Institutionen heranzutreten und denen mitzuteilen, was wir machen und wie es funktioniert. Wir schreiben die Artikel meist nicht selbst, sondern setzen die eingesendeten Texte in ein Layout und korrigieren Rechtschreibfehler. Nur unsere „rasende Reporterin“ fährt zu Events und Veranstaltungen, über die nur selten oder gar nicht berichtet wird. Alles andere übersteigt einfach unsere Kapazitäten. Die Vereine berichten grundsätzlich selbst über ihre Spenden, Gewinne, Veranstaltungen. Zu Beginn bin ich auf die Vereinsvorstände zugegangen und habe viel Werbung für die Zeitung gemacht, bis die Artikel von ganz alleine kamen. Mittlerweile müssen wir sogar aussortieren, da wir nur 24 Seiten haben.

*Welche Ratschläge oder Tipps können Sie Menschen geben, die ebenfalls die Distanz zwischen den Dorfbewohner*innen überwinden und die Gemeinschaft stärken wollen?*

Ich kann jedem nur ans Herz legen, offen zu sein und auf die Leute zuzugehen. Die anderen haben vermutlich genau so viel Angst vor Neuem wie man selbst. Und fragen, einfach fragen. „Erzähl mir davon, ich kenne das nicht und bin neugierig“. Und natürlich die ganzen Feste besuchen und dort Kontakte knüpfen. ■

¹ Die „Dorfgespräche“ sind ein Dialogprozess, dessen Ziel ist es, innerhalb der dörflichen Gesamtgesellschaft eine „Verständigung zwischen verschiedenen Werteperspektiven und die Auseinandersetzung darüber [...], wer ‚wir‘ eigentlich sind und wie das Dorf gemeinsam gedacht und gestaltet werden kann“ anzustoßen (Ländlicher Raum 3/2018: 46 und www.dorfgespraech.net).